



7/1958

35 Pf.

Rote Rosen

KLEINE JUGENDREIHE

L. Owalow

Rote Rosen

VERLAG KULTUR UND FORTSCHRITT
BERLIN 1958

2. Jahrgang, 1. Aprilheft

Originaltitel:

БУКЕТ АЛЫХ РОЗ

Deutsch von Käthe Nagurskij

**Der Erzählung liegt eine wahre Begebenheit zugrunde,
Geändert wurden lediglich die Eigennamen.**

Veröffentlicht 1958 im Verlag Kultur und Fortschritt

Berlin W 8, Taubenstraße 10

Lizenz-Nr.: 3-285/32/58

Alle Rechte vorbehalten

Umschlag und Illustrationen: Bernhard Nast

Satz und Druck:

VEB Landesdruckerei Sachsen, Dresden — III-9-5 185

Der Schuß ins Fenster

Anochin konnte selbst nicht begreifen, daß er noch lebte. Eigentlich war ihm der Tod sicher gewesen. Noch eine Sekunde, einen Augenblick – und er hätte die längste Zeit auf dieser Erde zugebracht. Er mußte unter einem glücklichen Stern geboren sein!

Jetzt, auf der Heimfahrt, in den weichen Polstern des U-Bahn-Wagens, ließ er sich das Geschehene noch einmal durch den Kopf gehen.

Nach Schichtwechsel hatte sich Anochin auf den Weg zum Institut gemacht, wo er am Fernstudium teilnahm. Die Fernstudenten waren verpflichtet, zweimal wöchentlich zur Konsultation bei ihren Dozenten zu erscheinen. Der Dozent, der Anochin betreute, war gerade frei. Er sah dessen Aufgabenheft durch, sie unterhielten sich eine Weile, nach einer knappen Stunde stand Anochin wieder auf der Straße. Der Berufsverkehr, da alle Moskauer Straßen, Läden, Obusse und die Metro vor Menschen überquollen, ging seinem Ende entgegen. Es gab zwar noch zahlreiche Fußgänger, aber vorüber war das Gedränge, das zuweilen kaum ein Abbiegen oder Gegen-den-Strom-Laufen gestattet.

Die Sache trug sich im Winter zu, es herrschte Tauwetter. Der Winter war mild, man konnte die Frosttage an den Fingern abzählen. Ab und zu fiel wohl Schnee; bevor aber die Hauswarte dazu kamen, ihm mit der Schippe zu Leibe zu rücken, taute er bereits wieder und verwandelte sich in jenen widerwärtigen Matsch, der den Menschen Laune und Gesundheit verdirbt.

Anochin lief die Kusnezker Brücke entlang, die Straße gefiel ihm. Sie erinnerte ihn an die lauten, schreiend bunten Straßen der westeuropäischen Städte, die er gesehen hatte: dieselben prachtvollen Läden, dieselbe blitzende Leuchtreklame in grellroten und grünen Schriftzügen – alles auffallend, fröhlich und doch elegant. Andererseits aber hatte diese Straße

etwas typisch Russisches, und das Angenehmste dabei war vielleicht das Gefühl, daß man sich an jeden beliebigen Vorübergehenden wenden konnte und von ihm die Antwort in seiner eigenen, so vertrauten Sprache erhielt.

Anochin blieb vor dem Schaufenster eines großen Warenhauses stehen, das mit bunten Damenblusen dekoriert war. Sie gefielen ihm außerordentlich. Hellblau, beige, gelb, grün... Vor allem aber liebäugelte er mit einer fliederfarbenen. Er nahm sich vor, am nächsten Lohntag hierherzukommen und sie seiner Schura zu kaufen. Seit sie ihm vor acht Monaten die kleine Maschenka geboren hatte, machte es ihm besondere Freude, sie zu verwöhnen. Als Dank für das Mädchlein wäre er bereit gewesen, ihr sämtliche Blusen aus diesem Geschäft zu schenken.

Nebenan befand sich ein Laden mit Obst und Konserven. Er ging hinein und nahm Mandarinen für Mascha und Schura mit. Die Säuglingsschwester, die des öfteren im Auftrage der Mütterberatungsstelle zu ihnen kam, hatte geraten, Mascha Fruchtsäfte als Beikost zu geben...

Langsam schlenderte Anochin bis zur Dershinskistraße hinauf und schickte sich an, den Platz vor dem U-Bahnhof zu überqueren.

Und hier geschah es!

Er stand an der Bordkante und wartete auf grünes Licht. Die Wagen strebten in einem langen, nicht enden wollenden Strom die Straße hinab, dem Swerdlowplatz zu – „Pobeda“, „SIS“, „SIM“. Der Verkehrsposten im Glaskasten an der Ecke ließ sich Zeit, die Flut der Wagen aufzuhalten. Anochin trat von einem Bein aufs andere.

Plötzlich erhielt er einen so heftigen Stoß in den Rücken, daß er das Gleichgewicht verlor. Im Fallen breitete er instinktiv die Arme aus, die Tüte mit den Mandarinen entglitt seinen Händen, und die Früchte rollten auf das Pflaster. In voller Fahrt näherte sich ein großer schwarzer PKW. Schwerlich würde der Fahrer stoppen können, Anochin mußte unweigerlich unter die Räder geraten.

Und hier geschah das Unerklärliche: Entgegen aller Wahrscheinlichkeit stürzte er nicht auf die Straße, sondern in die Arme eines Milizpostens – Anochin begriff bis jetzt noch nicht, wo dieser so schnell hergekommen war. Der Fahrer schien außerstande, seinen Wagen anzuhalten, doch der An-



blick der Milizuniform wirkte „Wunder“: Der bedingte Reflex*, den dieser Anblick in den langen Jahren Praxis bei den Moskauer Schoffören erzeugt hatte, ließ jetzt alle Bremsen wild aufkreischen; zischend rutschten die stehenden Räder über den Asphalt. Die schwere Kühlerhaube stieß Anochin und seinen Retter nur noch leicht nach vorn, und der Wagen stand.

Das Weitere ging wie gewöhnlich vonstatten.

Der Fahrer öffnete den Schlag, aber der Milizmann winkte nur ab: Der Fußgänger war so plötzlich vor den Wagen gekommen, daß den Fahrer keinerlei Schuld treffen konnte. Wäre der Hüter der Ordnung nicht zugegen gewesen, hätte es sich der Schofför sicher nicht verkniffen, den Schuldigen an diesem Vorfall mit einigen „herzlichen“ Worten zu bedenken. So aber schlug er nur mit einem vielsagenden Blick die Tür seines Wagens zu und fuhr davon. Der Milizmann führte Anochin auf den Bürgersteig zurück und legte die Hand an die Mütze – was anscheinend auch ein Reflex, ein Reflex der Höflichkeit, war: Er grüßte den Fußgänger, den er wenn nicht gar vor dem Tode, so doch vor einem schweren Unfall bewahrt hatte.

„Aber, aber, junger Mann, wo wollten Sie denn hin?“ fragte er dann, obwohl er jünger als Anochin war.

„Ich wollte ja gar nicht“, protestierte Anochin, der langsam den Schreck überwand. „Es hat mich jemand gestoßen.“

„Bleiben Sie bei der Wahrheit“, ermahnte ihn der Uniformierte. „Alle Verkehrssünder behaupten, es hätte sie jemand gestoßen. Ich muß Ihnen leider eine Geldstrafe auferlegen!“

Anochin sah sich um. Passanten fluteten die Straße hinauf und hinunter. Einige von ihnen schauten gleichgültig auf den Mann, der mit dem Milizposten verhandelte. Was ging es sie schon an? Anochin war ganz sicher, daß ihn jemand gestoßen hatte. Wer konnte das aber gewesen sein? Ein Rowdy? Ein zerstreuter Fußgänger, der ihn zufällig angestoßen hatte? Ein Blinder? ... Kein Zeuge war in der Nähe, und es hatte wenig Zweck, sich zu rechtfertigen, denn der Mann von der Miliz würde ihm sowieso nicht glauben.

* Reflex – unwillkürliches Reagieren der Nerven auf einen Reiz. Wenn wir zum Beispiel ins Licht blicken, verengen sich unsere Pupillen. Es handelt sich hierbei um einen angeborenen, um einen sogenannten unbedingten Reflex. Der bedingte Reflex dagegen ist durch die Erfahrungen des Lebens erworben. Sehen wir zum Beispiel unsere Lieblingsspeise vor uns, läuft uns der Speichel im Munde zusammen.

„Ich zahle“, erklärte Anochin endlich und nickte. Er mußte aber doch ziemlich hilflos aussehen, denn der Zorn des Postens wich einer mitfühlenden Nachsicht.

„Nun gut“, sagte er großzügig, „gehen Sie, und laufen Sie in Zukunft nicht mehr auf der Fahrbahn umher, wie es Ihnen paßt!“

Anochin war so verstört und aufgeregt, daß er sogar vergaß, seinem Retter zu danken. Er überquerte den Dsershinskuplatz, sah sich aber diesmal nach allen Seiten um. Erst im U-Bahnhof wurde ihm mit voller Klarheit bewußt, daß der Unbekannte in Milizuniform ihm zuliebe sein Leben aufs Spiel gesetzt und ihn vor dem Tode bewahrt hatte...

Anochin spürte so großes Verlangen, auf schnellstem Wege nach Hause zu kommen, daß er nirgends mehr hinging und entgegen seinen sonstigen Gepflogenheiten mit leeren Händen heimkehrte. Das Haus lag in einer der neuen Straßen Moskaus. Auf einem Brachland war ein neues, modernes Wohnviertel entstanden.

Die Anochins waren erst vor kurzem hierhergezogen. Nach der Geburt des Kindes hatte ihnen die Werkleitung ein Zimmer in einem ihrer neuen Häuser zugewiesen. Die Wohnung lag im Erdgeschoß und war daher etwas dunkel, andererseits hatte sie aber allen Komfort, Gas, ein Bad und weitere Bequemlichkeiten. Sie bestand aus drei Zimmern, und außer den Anochins wohnten darin noch der Mechaniker Derkatsch mit seiner Frau und die Buchhalterin Nina Iwanowna Somowa mit ihrer Tochter Natascha. Die beiden anderen Mieter arbeiteten im gleichen Betrieb wie Anochin. Derkatsch lebte zurückgezogen, mit den Somows aber waren die Anochins ein Herz und eine Seele. Besonders traf das auf Natascha zu, die sich viel mit Maschenka abgab. Ihre Mutter Nina Iwanowna Somowa mochte vierzig Jahre alt sein. Sie machte einen strengen Eindruck. Ihre gesamte Aufmerksamkeit galt nur zwei Dingen: ihrer Arbeit und ihrer Tochter. Ihr Mann war im Kriege gefallen, ein zweites Mal hatte sie nicht geheiratet. Natascha stand im achtzehnten Lebensjahr und war im Begriff, das Abitur zu machen. Sie war gesellig und lachte gern. Ihr beiteres Wesen hatte wenig Ähnlichkeit mit dem Ernst der Mutter.

Die Straße war verhältnismäßig still, anders als im Zentrum, doch überall waren die Fenster hell erleuchtet. Im Zimmer der Derkatschs lärmte das Radio. Schura hatte die Vorhänge nicht

ganz zugezogen, Anochin drückte sich die Nase an der Scheibe platt. Durch den Spalt konnte er die in eine Decke gewickelte Maschenka sehen, die auf der Couch lag und strampelte. Schura sah er im Spiegel. Sie saß am Tisch und las in einem Buch. Anochin hätte ihnen stundenlang zuschauen mögen.

Schura war ein einfaches Mädchen, blond, mit hellem Teint und einem kecken Näschen. Ein verschmitzter Zug um den Mund verlieh dem Gesicht eine gewisse Schlaueit. Mascha aber glich weder dem Vater noch der Mutter. Sie hatte dunkle Hautfarbe, schwarzes Haar und eine unmögliche Stupsnase, die eigentlich gar keine Nase, sondern eher ein Knöpfchen war. Nein, es nahm wahrhaftig nicht wunder, daß es Anochin so nach Hause zog!

„Endlich!“ rief Schura aus, als er ins Zimmer trat. „Ich hatte keine Lust, ohne dich Abendbrot zu essen...“

Plötzlich weiteten sich ihre Augen. Sie sah voll Verwunderung auf ihren Mann.

„Was ist mir dir? Warum bist du so blaß? Hast du Unannehmlichkeiten gehabt?“ fragte sie besorgt.

„Nein“, log er. „Ich bin wohl nur sehr abgespannt.“

Er war bemüht, alle Aufregungen von ihr fernzuhalten, um so mehr, da sie ja das Kind noch stillte. Und wozu sollte er ihr auch den Vorfall erzählen, sie unnütz beunruhigen? Schließlich war doch alles glücklich abgelaufen. Er liebte seine Schura über alles. Sie arbeiteten im gleichen Betrieb. Anochin hatte sie kennengelernt, als er in die Abteilung kam, und bald darauf – vor zwei Jahren – hatten sie geheiratet.

Anochin spielte ein wenig mit seiner Tochter. Schura deckte den Tisch. Sie aßen zu Abend. Anschließend wollte Anochin seine Nase noch etwas in die Bücher stecken, die Trigonometrie fiel ihm nicht leicht. Er legte das Lehrbuch und die Hefte vor sich auf den Tisch. Schura wiegte Mascha in den Schlaf. Der Abend ging zu Ende wie immer.

Plötzlich hörte Anochin ein Klirren und Splittern wie von zersprungenem Glas und hatte das Gefühl, als flöge eine Kugel direkt an seinem Ohr vorbei.

Ja, es war eine Kugel! Anochin kannte das Gefühl. Erschreckt hob er den Kopf. Sein Blick fiel auf einen schwarzen Punkt an der Wand, der am Tage noch nicht dagewesen war.

„Hast du gehört?“ fragte Schura. „Es klang, als sei die Scheibe zersplittert.“

Mit einem Sprung war Anochin an der Tür und drehte am Schalter. Es wurde dunkel im Zimmer.

„Was machst du denn?“ rief Schura. „Ich bin doch noch nicht ausgezogen!“

„Sei still“, sagte er und trat vorsichtig ans Fenster.

Es stimmte also. In beiden Scheiben des Doppelfensters – genau gegenüber – klafften zwei gleichmäßig runde Löcher, von denen nach allen Seiten Risse ausstrahlten: die Spuren eines Pistolenschusses.

„Irgendein Rowdy hat uns mit einem Katapult ins Fenster geschossen“, erklärte Anochin seiner Frau. Er zog den Vorhang bis dicht zur Wand, so daß auch nicht der kleinste Spalt offenblieb. Dann drehte er sich zu Schura um. „Es ist besser, wir bleiben im Dunkeln sitzen, sonst machen wir noch einmal mit dem Katapult Bekanntschaft. Komm, wir legen uns schlafen.“

„Der Junge wird wohl längst davongelaufen sein“, meinte Schura.

„Ich bitte dich sehr, mach das Licht nicht an!“

„Wie du willst.“

Im Dunkeln, den schwachen Lichtschein ausnützend, der von den Straßenlaternen ins Zimmer fiel, nahm Anochin Leim vom Regal, bestrich ein Stück Papier und klebte das eine Loch im Fenster zu.

„Was machst du da?“ fragte ihn Schura. Sie kleidete sich aus.

„Ich verklebe die Scheibe“, antwortete er.

„Vielleicht ist sie aber doch nur gesprungen?“

„Morgen früh wirst du es schon sehen“, sagte er kurz und ging ebenfalls daran, sich auszuziehen.

Schura schlief bald ein, aber Anochin lag still da und konnte sich nicht zwingen, auch nur ein Auge zuzutun.

Jemand hatte ins Zimmer geschossen. Die Worte, die man ihm bei seiner Abfahrt nach Rußland gesagt hatte, waren also Wirklichkeit geworden. Jetzt durfte er das, was heute auf der Straße geschehen war, nicht mehr für einen bloßen Zufall halten.

Nächte in der Wüste

Wie viele endlose, schreckliche Nächte hatte er in seinem früheren Leben ohne Schlaf zugebracht. Er erinnerte sich

an die schmutzige, stickige Baracke am Rande der Wüste, wo sie einen amerikanischen Flugplatz bauten. Nach dem schweren Arbeitstag schnarchten, fluchten oder stöhnten seine Zimmergenossen im Schlaf – er aber lag da und dachte an die Heimat, an ihre gute, freundliche Erde, an die vertrauten Felder und Wälder. Er glaubte nicht daran, daß er sie jemals wiedersehen würde.

Dort, in Rußland, hatte er Vornamen, Vaternamen und Familiennamen, dort hieß er Pawel Tichonowitsch Anochin. Hier war er nur eine Kreatur ohne Gesicht und Namen, ein Zwangsarbeiter, ein Sklave – kurz, ein Angehöriger der Bauabteilung M-19 mit der Nummer 482/24.

Anochin wurde 1925 in Bobruisk geboren. Dort verbrachte er Kindheit und Jugendjahre. Der Vater war Verkäufer, und die Familie hätte auskömmlich leben können, wäre er nicht dem Trunk verfallen gewesen. Pawel schien es mitunter, als seien die Einkünfte des Vaters nicht immer ehrlichen Ursprungs, aber, wie das Sprichwort sagt: Man kann den Dieb erst hängen, wenn man ihn hat. Die Mutter machte dem Vater bald Eifersuchtsszenen, bald verlangte sie Geld von ihm. Um die Kinder kümmerten sich beide wenig. Pawel war sich selbst überlassen und strolchte mit seinen Freunden umher. Mit zehn Jahren fing er an zu rauchen und mit fünfzehn zu trinken. Nichts schätzte er, nichts war ihm lieb und teuer, weder die Eltern noch die Schule, noch Bobruisk. Dann kam der Krieg. Der Vater wurde zum Militär einberufen. Erst bei seiner Rückkehr nach Rußland erfuhr Anochin, daß dieser an der Front gefallen war. Hatte der Vater auch irgendeine Schuld auf sich geladen, so war diese durch seinen frühen Tod gestöhnt. Bobruisk wurde von den Deutschen besetzt. 1942 verschleppten sie Pawel zusammen mit anderen Halbwüchsigen und Jugendlichen nach Deutschland. Die Mutter verhungerte während der deutschen Okkupation. Auch das hatte Pawel erst später erfahren. In Deutschland kam Pawel als Landarbeiter zu einem Gutsbesitzer. Ein Sklave hätte es nicht schlechter haben können. Die russischen Zwangsarbeiter ersetzten das Arbeitsvieh und sogar den Traktor, für den es nicht genügend Treibstoff gab. Arbeit von Sonnenaufgang bis -untergang und als Lohn Schläge sowie Malzkaffee und gedünstete Kohlrüben.

Im Sommer 1945 brach Anochin in Richtung Westen auf. Er zog von einer Stadt zur anderen, auf Suche nach Arbeit, und

kein Jahr verging, da hatten ihn der Hunger und das Vagabundenleben so mürbe gemacht, daß er sich als Bauarbeiter nach Marokko anwerben ließ.

Nun folgten fünf Jahre in Afrika: fünf Jahre in stinkenden, schmutzigen Baracken, fünf Jahre eines rechtlosen, erniedrigenden Daseins. Die Bauabteilung M-19, der der Arbeiter Nr. 482/24 angehörte, hatte ihr Quartier in der Stadt Marrakesch. Anochin waren früher einige Bücher über dieses Marrakesch in die Hände gefallen Afrika hatte ihn gelockt: Dattelpalmen, raue Beduinen, schöne verschleierte Frauen... Was aber hatte er vorgefunden? Eine elende Stadt mit ewig hungernden, bettelnden Handwerkern, die in ihrer Not vor keinem Betrug zurückschreckten. Oft dachte Pawel an sein liebes Bobruisk!

Und immer war er allein! Allein mit seiner Sehnsucht und seinem Kummer – bis 1951 unter den Arbeitern einige russische Emigranten auftauchten. Sie trieben sich in den Baracken umher, sahen sich unter den Leuten um, fragten sie dieses und jenes. Die Arbeiter waren alle hungrig, wollten sich kleiden und endlich aus dieser afrikanischen Hölle herauskommen. Einigen – nein, bei weitem nicht allen, nur den aufgewecktesten, gesündesten und jüngsten – schlugen die Emigranten vor, nach Westdeutschland auf eine Schule zu gehen. Wenn Pawel gewußt hätte, was für eine Schule das war! So geriet er nach Frankfurt am Main und fand sich im „Institut zum Studium der UdSSR“ wieder. Des Morgens gab es Vorlesungen über Rußland, die UdSSR. Die „Dozenten“ überboten einander im Verleumden: Nie habe es in Rußland etwas Gutes gegeben, auch jetzt sei die Lage nicht anders – ein schwerfälliges Volk, ein schmutziges Land, ewige Unzufriedenheit. Des Abends aber spielten die „Dozenten“ mit den „Studenten“ Karten oder tranken mit ihnen.

Wer dem Trunk nicht zum Opfer fiel, galt als bester „Zögling“ des Instituts und wurde nach einigen Monaten in die Spionagesonderschule übergeführt. Diese Schule stand unter der Leitung amerikanischer Offiziere, doch nur die wenigsten kannten sich bei ihren richtigen Namen. Die „Lehrer“ und „Lektoren“ wurden John, Jim, Max, Bobby, Tommy betitelt. Anochin erhielt übrigens auch einen „Namen“. In den Listen der Schule wurde er als „Paul“ geführt. Zu den gefürchtetsten „Lehrern“ zählten einige russische Emigranten. Es waren Menschen, für die es nichts Heiliges mehr gab. Wölfe in Menschen-

gestalt. Unter ihnen befand sich ein gewisser Satolowitsch. Während der deutschen Besetzung hatte er in Mogilew für die Gestapo als Spitzel gearbeitet. Offiziell galt er als Dolmetscher, aber kein Verhör von einiger Bedeutung war ohne seine Teilnahme erfolgt. Er selbst brüstete sich damit, wie er seinen Opfern Nägel ausgerissen habe, und rühmte sich seiner Fähigkeit, den Menschen die Zunge zu lösen. Oder Shadow, dessen Vater ein kleines Gut im Chersoner Gebiet besessen hatte. Der Sohn fühlte sich um sein Erbe betrogen und konnte das der Revolution nicht verzeihen. Groß und hager von Gestalt, sah er wie ein Tscherkesse aus. Sein Spleen war, sich ab und zu eine Burka* umzuhängen und mit rollenden Augen einherzugehen. In der Schule galt er als Experte für Waffen und Schießtechnik. Während des Krieges hatte er Strafexpeditionen geleitet. Einmal – sie hatten ein Dorf überfallen – erlaubte er allen Frauen und Kindern in den Wald zu ziehen. Kaum hatten sie sich jedoch in angemessener Entfernung befunden, schoß er sie alle eigenhändig nieder. Wenigstens erzählte er das so. Er bezeichnete sich selbst als den russischen Scharfschützen Nr. 1. Noch vor Kriegsende geriet Shadow in die spätere amerikanische Zone Deutschlands. Das sowjetische Militärtribunal in Kiew verurteilte ihn für alle seine tierischen Grausamkeiten zum Tode durch den Strang, aber selbstredend machte er sich aus dieser Verurteilung nichts und prahlte: „Ich komme noch nach Kiew zurück und rechne persönlich mit meinen Richtern ab!“ Menschen vom Schlage Satolowitschs und Shadows machen vor nichts halt.

Satolowitsch und Shadow genossen das besondere Vertrauen der Schulleitung. An ihrem Haß auf die Sowjetunion konnte kein Zweifel bestehen. Sogar verschiedene Amerikaner gingen ihnen lieber aus dem Weg. Von den Russen brauchte nur einer laut werden zu lassen, daß er die Schule verlassen möchte, schon lud ihn Shadow ein, mit ihm auszugehen. Diesen Menschen bekam dann keiner wieder zu Gesicht.

In der Schule lehrte man sie töten und verleumden; sie stellten falsche Papiere her und schrieben mit sympathischer Tinte; sie spielten auf Harmonikas, die in Wirklichkeit Funkgeräte darstellten, und fotografierten mit Kameras, die als Uhren getarnt waren. Kurz – sie lernten alles, wovon sie sonst nur in Detektivromanen gelesen hatten.

* Filzumhang der kaukasischen Reiter.

Eines Tages war es soweit: Für die amerikanische Gastfreundschaft wurde die Gegenleistung gefordert. Man teilte Anochin und einigen seiner Kameraden mit, daß sie nach der Sowjetunion gebracht würden. Dort sollten sie Angaben über Militärflugplätze sammeln, Radarstationen ausfindig machen, Unzufriedene suchen und mit ihnen Verbindung aufnehmen. Sie sollten Menschen für den Kampf gegen die Sowjetunion anwerben und Gruppen für die Wühlarbeit organisieren.

Anochin erhielt eine komplette Ausrüstung für Spione: einen Satz gefälschter Papiere, Pistolen mit Schalldämpfer, Ampullen mit Gift, eine tragbare Funkstation, einen Fotoapparat und ein dickes Bündel sowjetisches Geld.

Man sagte ihm kurz darauf, er würde zu Füßen des Parthenons*, im Schatten der Olivenhaine, abgesetzt. In Wirklichkeit bekam er den Parthenon nicht einmal von weitem zu Gesicht, und was die Haine anbetraf, so war es ihm nicht vergönnt, auch nur eine einzige Olive zu kosten. Amerikanische Wurstkonserven bekam er in Griechenland vorgesetzt, mit Kaffee und Sandwiches. Zur Aufbesserung seiner Stimmung erhielt er ein Glas griechischen Kognak. Nach dem Abendbrot verlangte ein amerikanischer Major ihn zu sprechen. Die Unterredung fand in einem winzigen Zimmer mit nackten Wänden statt. Es mutete Anochin wie eine Gefängniszelle an, das einzige Fenster war vergittert.

„Ich wünsche Ihnen viel Erfolg“, sagte der Major in gutem Russisch. „Wir überweisen Ihnen jeden Monat zweihundert Dollar auf Ihr laufendes Konto. Wenn Sie zurückkehren, können Sie leben, wo und wie es Ihnen beliebt. Prägen Sie sich aber auch noch etwas anderes ein: Sollte es Ihnen einfallen, zu faulenzeln oder, was Gott verhüte, uns zu verraten, so haben Sie Ihr Leben verwirkt. Sie werden von den Bolschewiken erschossen. Sollten diese das wider Erwarten nicht tun, so übernehmen wir es. Uns gehen Sie nicht durch die Lappen. Wir sind überall, wir brauchen Sie nur zum Tode zu verurteilen, und keine Woche wird vergehen...“

Der Major lachte unerwartet auf.

„Übrigens, wozu erzähle ich das?“ unterbrach er sich selbst. „Du bist auf Draht und liebst die Freiheit. Sei fleißig, beobachte, berichte, wenn nötig, leg den einen oder anderen um – und wir garantieren dir das schönste Leben, das du dir den-

* Parthenon: Marmortempel auf der Burg Akropolis bei Athen.

ken·kannst ... Solltest du den Bolschewiken in die Hände fallen, so mache deinem Leben selbst ein Ende. Ampullen mit Gift sind in deinem Kragen eingenäht.“

Der Major klopfte ihm auf die Schulter.

„Hast du Funkunterricht gehabt?“ fragte er. „Kannst du mit Kurzwellen etwas anfangen?“

„Die Prüfung habe ich bestanden“, antwortete Anochin. „Ich glaube, daß ich imstande bin ...“

„Von mir erhältst du Wellenlängen und Rufzeichen. Merke dir: Moskau, Bahnlinie nach Kursk, Station Lgow. Das Dorf heißt Tutschkowo. Zwischen der Bahnstation und dem Dorf liegt ein Wald. Du suchst dir dort einen stillen Platz und funkst den Stab der russischen Aufständischen an. Jeden Freitag zwischen fünf und sieben Uhr. Klar?“

„Klar“, antwortete Anochin gehorsam.

„Du unterstehst dem Stab der russischen Aufständischen. Sie werden in Erscheinung treten, wenn die Zeit dafür gekommen ist“, erklärte der Major. „Die weiteren Anweisungen erhältst du vom Stab, ebenso die jeweiligen Treffs in Moskau. Verstanden?“

„Verstanden!“

„Die Heimatstadt kann ruhig schlafen“, fing der Major plötzlich in heiserem Diskant zu singen an, wobei er es mit der Melodie nicht allzu genau nahm. Dann sah er Anochin abwartend an.

„Klar?“

„Nein.“

Der Major lachte.

„Die ersten beiden Worte sind das Rufzeichen, du wirst sie auf einer bestimmten Welle senden. Das Ende des Satzes stellt die Antwort dar. Wenn jemand das auch auffängt – vorstellen kann er sich doch nichts darunter.“

„Klar.“

„Na, dann bleibt mir nur noch übrig, dir einen angenehmen Flug zu wünschen“, sagte der Major und schüttelte ihm sogar die Hand. „Geh, mein Lieber“, sprach er. „Zeit ist Geld. Geh und befreie deine Heimat. Wir werden dich nicht vergessen.“ Alles war bis ins kleinste durchdacht: Geh und befreie deine Heimat, und wir werden dir dafür 200 Dollar im Monat zahlen.

Aus dem Zimmer des Majors wurde Anochin sofort zum Flugplatz geführt. Um ihn nur der schwarze Himmel, das

schwarze Feld, die schwarzen Schatten unbekannter Menschen... Er hatte nicht einmal Zeit, die Maschine richtig zu betrachten, ihm fiel nur auf, daß sie keinerlei Hoheitszeichen trug.

„Schnell, schnell“, kam eine Stimme aus dem Dunkel. „Der Pilot muß bis zum Morgen zurück sein!“

In der Kabine des Flugzeugs stieß Anochin auf einen Unbekannten in Zivil.

„Wie heißen Sie?“ fragte der Fremde barsch.

Anochin wußte nicht recht, unter welchem Namen er sich vorstellen sollte.

„Paul“, antwortete er aufs Geratewohl.

„Ausgezeichnet!“ sagte der Unbekannte. „Ich heiße Ralf. Nun sind wir also miteinander bekannt.“ Er drückte Anochin die Hand und wies auf den Sessel. „Nehmen Sie Platz!“

Neben dem Sessel lagen ein Fallschirm und der Koffer mit der Ausrüstung. Anochin setzte sich. Der Motor heulte auf, fast gleichzeitig verlöschte das Licht der Kabine.

„Sie können ein wenig schlafen“, sagte der Unbekannte. „Ich wecke Sie, wenn wir über Rußland sind.“

Schlafen konnte Anochin jedoch nicht. Obwohl sich der Major redlich bemüht hatte, ihm Mut zu machen, verspürte er keine sonderliche Eile, in seine Heimat zu kommen. Aber was blieb ihm schon übrig, als sich zu fügen?

Es war dunkel, sehr dunkel. Der Motor dröhnte gleichmäßig und monoton. Die Maschine glitt wie ein großer schwarzer Vogel am Himmel dahin.

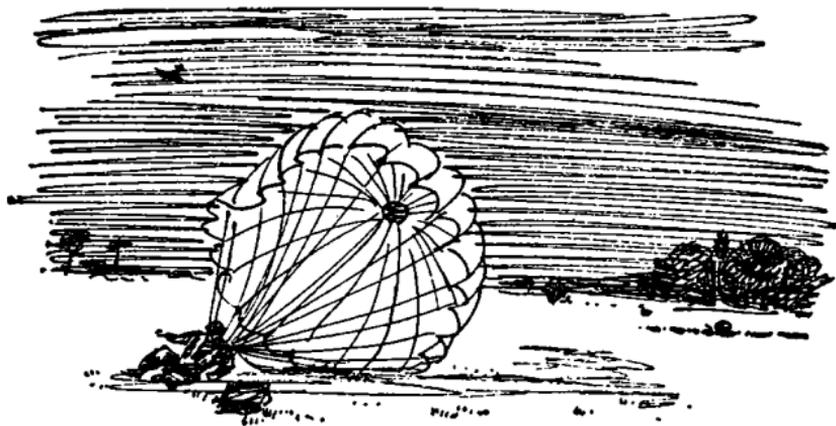
Um Anochin war Finsternis, und es dünkte ihn, als habe eine endlose Nacht über den letzten zwölf Jahren seines Lebens gelegen.

Was würde ihm die Zukunft bringen? Er wußte es nicht. Er hatte Furcht, tödliche Furcht vor dem, was ihn erwartete... Um nichts weniger aber haßte er das, was hinter ihm in jener schrecklichen Finsternis versank.

Sprung in die Heimat

Das Flugzeug hing in der Luft.

„Springen Sie!“ befahl ihm der Unbekannte in Zivil. „Behüte Sie Gott!“



Anochin hatte Angst zu springen. Der Kognak hatte seine Wirkung längst verloren, eine ekelhafte Furcht saß ihm wie eine kalte Auster in der Kehle. Der da hatte gut reden: „Springen Sie!“ Wer machte sich schon etwas daraus, ob Gott ihn behüten würde oder nicht?

Er sprang ... Niemand erwartete ihn, niemand brauchte ihn. Dabei kam er doch in sein Vaterland zurück, auf die heimatische Erde, von der er zwölf Jahre getrennt war!

Zur richtigen Zeit riß er am Ring. Er begann zu schaukeln, pendelte in der Luft und fiel – bis auf die feuchte, stachelige Erde. Es war ein Stoppelfeld. Weit und breit keine Menschenseele! Ein weites russisches Feld ...

Anochin erhob sich, schnallte den Fallschirm ab und zog ihn zu sich heran. Dann sah er sich um, klemmte den Fallschirm unter den Arm, nahm den Koffer mit seiner Habe in die andere Hand und schritt über das Feld. Im nächsten Wäldchen grub er mit dem Feldspaten ein Loch, versteckte darin den Fallschirm und tarnte die Stelle mit Erde und einem Haufen aus Gras, Blättern und trockenen Zweigen.

Bald erreichte er die Straße. Ihm entgegen kam ein Lastwagen. Er hob den Arm, der Fahrer hielt an. Anochin bat, mitfahren zu dürfen. Er erzählte, daß er von einer Dienstreise komme und zu Fuß zum Bahnhof gehen wollte. Er habe sich aber verirrt. Anochin sagte das auf gut Glück, denn er hatte keine Ahnung, wie weit die Bahnlinie entfernt war. Der

Fahrer glaubte ihm nicht, hielt aber den Schwindel für harmlos. Sicher ein gequälter Ehemann, dachte er. War er doch selbst seiner Frau auf ähnliche Weise davongelaufen. Anochin versprach, gut zu bezahlen. Der Fahrer winkte ab und ließ ihn zu sich in die Kabine steigen. Anochin fuhr mit ihm zum nächsten Bahnhof und gab ihm 50 Rubel. Der Schofför blickte den „König“ – so nennen die sowjetischen Fahrer die Passagiere, die „per Anhalter“ reisen – verwundert an: Der hatte ihn wahrhaft königlich entlohnt. Anochin geizte nicht mit dem Geld seiner Auftraggeber. Im Wartesaal tranken sie zusammen ein Glas Bier, dann löste Anochin eine Fahrkarte und fuhr mit dem nächsten Zug nach Moskau.

Alles war sehr einfach. Niemand schöpfte Verdacht, jedermann war zuvorkommend. Die Mitreisenden bewirteten ihn mit Tee, Quarkkuchen, Tomaten. An dem einen oder anderen Bahnhof stieg er aus, kaufte Hühner, Äpfel und Eier. Nur auf Wodka verzichtete er, aus Furcht, sich im Rausch zu verraten.

Anochin glaubte, daß er ein Herz aus Stein habe. Schon lange hatte er kein Mitgefühl mehr empfunden. Trinken, Frauen und Geld, dazu sowenig Arbeit wie möglich – das schwebte ihm als Ideal seines künftigen Lebens vor.

Auf der Reise bot ihm ein kleines Mädchen Sahnebonbons an. „Nehmen Sie doch bitte, Onkel!“ redete sie ihm zu, und die Mutter sagte: „Schlagen Sie es ihr nicht ab, sonst ist sie beleidigt.“ Zwölf Jahre lang hatte keiner so mit ihm gesprochen. In der Spionageschule war ihnen gelehrt worden, selbst Kinder nicht zu schonen. Eine Welle des Mitleids überkam Anochin. Nicht das Kind tat ihm leid, nein – dem Mädchenging es ja gut –, er selbst kam sich unendlich bedauernswürdig vor. Wozu brauchte er alle die Peilsender, Pistolen und Ampullen?

In Moskau angekommen, umging ihn gleich auf dem Bahnhofsvorplatz die Hast der Großstadt. Alles war anders, als es in seiner Vorstellung lebte. Überall standen neue Häuser. In jedem Laden wurde verkauft, nirgends sah er Menschen nach Lebensmitteln anstehen. Er mußte irgend etwas tun. Heute war erst Donnerstag ... Sollte er den nächstliegenden Flugplatz aufsuchen und die Flugzeuge darauf zählen?

In ihm stieg der Wunsch hoch zu verschwinden, unterzutauchen in dieser großen brodelnden Stadt, so unterzutauchen, daß niemand ihn jemals wiederfinden konnte. Er überquerte

den Platz, ging bis zu einer Ecke, blieb stehen, ging wieder zurück. Der Koffer hing ihm schwer am Arm. Alle Augenblicke erwartete er, daß jemand auf ihn zukam und verlangte, den Koffer zu öffnen. Ein Dienstmann trat an ihn heran.

„Soll ich tragen?“ fragte er.

Anochin gab keine Antwort und lief weiter.

Er scheute sich, mit dem Koffer in der Stadt umherzugehen. Wo sollte er ihn aber lassen? Ein junges Mädchen fragte ihn nach der Gepäckaufbewahrung. Richtig, er konnte den Koffer ja aufgeben! Aber war das nicht ebenso gefährlich, wie dauernd mit ihm durch die Straßen zu laufen? Er schwankte lange, ging aber schließlich das Risiko ein. Zu seiner Verwunderung ereignete sich nichts. Der Koffer wurde angenommen, Anochin erhielt einen Gepäckschein, und keiner verfiel darauf, ihn zu verhaften.

Anochin fuhr zum Zentrum und wanderte durch die Straßen. In einem Lokal nahm er eine Kleinigkeit zu sich. Abends ging er in ein Kino. Zur letzten Vorstellung. Dann trieb er sich wieder in den Straßen umher – bis ihn der Schlaf ankam. Ein Hotel mochte er nicht aufsuchen. Die erste Hälfte der Nacht irrte er in Moskau umher, den Rest verbrachte er auf einer Bank im Halbschlummer. Am nächsten Morgen fuhr er nach Lgow. Seinen Koffer holte er jedoch nicht ab: Ohne ihn fühlte er sich weit sicherer. In Lgow erfragte er den Weg nach Tutschkowo. Er ging der Straße nach, bog dann in den Wald ab und stieß bald auf eine kleine Lichtung. Hier legte er sich in das spärliche, harte Gras und schlief ein. Als er gegen Abend erwachte, fuhr er zurück nach Moskau, zum Essen. Die Nacht wollte er wieder in Lgow verbringen. Diesmal schlief er aber unruhig und fror. Am Vormittag fuhr er nach Moskau, wagte aber immer noch nicht, ein Hotel aufzusuchen. Plötzlich kam ihm der rettende Gedanke: Im Zug war er sicher. Jetzt fürchtete er sich aber, seinen Koffer abzuholen. Wenn nun jemand seinen Ausweis verlangte? Aber niemand schenkte den Papieren sonderliche Beachtung. Flüchtig wurde der Name geprüft, dann erhielt Anochin seinen Koffer. Er reiste nach Swerdlowsk. Da er über genügend Geld verfügte, fuhr er 1. Klasse.

Als erstes schlief er sich im Zug gründlich aus. In Swerdlowsk wiederholte sich das gleiche wie in Moskau. Eine Frau bemerkte aber, wie er ziellos auf dem Bahnhof umher-

schlenderte, und bot ihm an, bei ihr zu übernachten. Sie hatte eine Zweizimmerwohnung nicht weit vom Bahnhof. Das eine Zimmer bewohnte sie mit ihrem Mann und ihrem Sohn, im zweiten stand ein leeres Bett. Sie nahm 7 Rubel für eine Übernachtung. Anochin schlief zwei Nächte dort. Kein einziges Mal ging er weg, aus Furcht, die Frau könnte in seiner Abwesenheit den Koffer öffnen. Am dritten Tag kehrte er nach Moskau zurück.

Er verspürte keine Lust, den Stab oder die Aufständischen zu suchen, fuhr aber dennoch am Freitag nach Lgow, ging in den Wald und stellte sein Funkgerät auf die angegebene Welle ein. Er wartete bis fünf Uhr und funkte dann eine geschlagene Stunde „Die Heimatstadt... Die Heimatstadt...“ Wie es in der Heimatstadt aussah, wußte er nicht, die Aufständischen jedenfalls „schliefen ruhig“, niemand antwortete. Wer weiß, ob diese Aufständischen überhaupt existierten? Oder vielleicht saßen sie schon hinter Schloß und Riegel?

Er packte seinen Koffer ein und fuhr nach Moskau zurück. Noch am selben Tag verließ er die Hauptstadt in Richtung Kiew. Er stieg mehrmals um und landete schließlich in Minsk. Von Minsk ging es nach Moskau, von Moskau nach Rjasan.

So verbrachte er zwei Monate. Niemand interessierte sich für ihn, niemand brauchte ihn. Die Menschen waren größtenteils entgegengehend, gaben ihm Ratschläge, Auskünfte, Erläuterungen. Nirgends erregte er Verdacht. Zahllose Reisende hatte er auf seinen Kreuzundquerfahrten kennengelernt, alle waren hilfsbereit zu ihm, manche sogar fürsorglich. Überall verlief das Leben in normalen, einfachen Bahnen. Nur Anochin trieb sich ohne Halt umher, einsam, ausgestoßen und überflüssig. Er hatte das Bedürfnis, sich irgendwo anzuschließen. Ganz gleich, wo, nur anschließen. Dieses Vegetieren konnte er nicht länger ertragen.

Warum sollte er Unheil über diese Menschen bringen? Was konnte ihm schließlich dieser amerikanische Major anhaben? Wie lange sollte er noch von einer Stadt zur andern hetzen?

Anochin fuhr wieder einmal nach Moskau. Jetzt ist Schluß, sagte er sich.

Wie schon oft, betrat er den Bahnhofsvorplatz, ging zur Obushaltestelle. Eine Weile blieb er stehen, dann ging er wieder zum Bahnhof. Schließlich kehrte er zur Haltestelle zurück, bestieg einen Bus und fuhr ins Stadttinnere. Hier schlen-

derte er lange durch die Straßen: Es kostete ungeheure Überwindung, den einmal gefaßten Beschluß in die Tat umzusetzen. Ihm fehlte einfach der Mut dazu. Ging er nicht dem sicheren Verderben entgegen? Die Amerikaner hatten ihm doch geraten, im Fall einer Verhaftung Selbstmord zu begehen. Wollte er ihren Worten Glauben schenken, so erwarteten ihn in den sowjetischen Kerkern Folter und Tod. Und wer stirbt schon gern?

Anochin hatte ebensowenig Lust, seine Landsleute umzubringen; weiter lügen und sich verstellen mochte er auch nicht. Er suchte das erste beste Restaurant auf und aß sich vorsichtshalber gründlich satt: Stör, Wiener Würstchen, Huhn, Kuchen. Und ein Glas Limonade. Nicht einmal ein Bier gestattet er sich, denn er wollte klaren Verstand bewahren. Nach dem Essen erkundigte er sich am Schalter eines Auskunftsbüros nach der Spionageabwehr. Das Fräulein hinter der Glasscheibe sah ihn befremdet an, so etwas kannte sie nicht.

„Das müßte beim Ministerium für Innere Angelegenheiten sein“, beharrte Anochin auf seiner Frage. Das Fräulein zuckte die Achseln, sie konnte ihm keine Auskunft geben. Da ging Anochin auf den nächsten Milizposten zu.

„Ich bin ein Spion“, sagte er. „Lassen Sie mich festnehmen!“

„Gehen Sie lieber nach Hause und schlafen Sie Ihren Rausch aus!“ erhielt Anochin zur Antwort.

Doch er ließ sich nicht abweisen, und dem Posten blieb nichts weiter übrig, als ihn zum nächsten Revier zu bringen. Dort öffnete Anochin seinen Koffer, jeder weitere Kommentar erübrigte sich. Bereits nach einer halben Stunde befand er sich in der Abteilung, die er so hartnäckig gesucht hatte.

Er saß in einem Dienstzimmer, vor ihm der Leutnant, der den „Fall“ untersuchen sollte. Anochin erzählte alles.

„Was soll ich nun mit Ihnen anfangen?“ fragte der Leutnant, als die ausgedehnte Zwiesprache beendet war. „Festnehmen oder laufenlassen?“

Der Leutnant ging hinaus, wohl um sich zu beraten. Anochin blieb allein im Zimmer.

„Hier haben Sie einen Übernachtungsschein fürs Hotel“, sagte der Leutnant, als er wieder eintrat. „Ruhen Sie sich erst einmal aus, und kommen Sie morgen wieder. Ich bestelle einen Passierschein für Sie.“

„Und wenn ich nun nicht wiederkomme?“

„Wohin wollen Sie denn vor uns davonlaufen? Sie haben das Beste getan, was Sie für sich tun konnten.“

Das war zu prosaisch. Anochin hatte etwas Außergewöhnliches erwartet und war jetzt ein wenig enttäuscht.

Die nächsten Tage folgten Verhöre, eins langweiliger und ermüdender als das andere. Anochin verschwieг nichts. Das Vergangene war ihm so zuwider, daß ihn nur noch ein Gedanke beherrschte: Alles so schnell wie möglich hinter sich zu bringen.

Tag für Tag kam er in das graue, vielstöckige Gebäude, wies dem Diensthabenden seinen falschen Personalausweis vor und erhielt seinen Passierschein. Der Fahrstuhl brachte ihn in den 4. Stock, hier lag das Zimmer 427. Er begrüßte den Leutnant und begann zu erzählen. Mehrmals fuhr er mit ihm zusammen nach Tutschkowo, aber der Stab der russischen Aufständischen blieb stumm.

Schließlich hatte Anochin nichts mehr zu beichten.

„Was geschieht mit mir?“ fragte er. Daß er am Leben blieb, war ihm inzwischen schon zur Gewißheit geworden.

„Nichts!“ erwiderte der Leutnant. „Sie sollen straffrei ausgehen.“

„Straffrei?“ fragte Anochin. „Wie ist das möglich?“

„Wozu sollen wir Sie bestrafen?“ entgegnete der Leutnant. „Lassen Sie es sich gut gehen, arbeiten Sie, und aus Ihnen kann noch etwas Vernünftiges werden.“

Mit welcher Genugtuung hätte jetzt Anochin einen seiner „Dozenten“ an der Kehle gepackt!

„Das wäre also alles, Pawel Tichonowitsch“, sagte der Leutnant. „Leben und arbeiten Sie redlich! Hier ist eine Adresse. Sie holen Ihre echten Papiere ab und fahren dann zu dem Werk, das hier angegeben ist. Sie sagten einmal, daß Sie Mechaniker werden wollen. Man wird Sie dort einstellen. Was den Stab der Aufständischen anbelangt, so hat er anscheinend nach Ihrem Verschwinden die Parole geändert und den Treff fallenlassen. Alles andere geht in Ordnung. Ich wünsche Ihnen viel Erfolg.“

Der Leutnant erhob sich, kam hinter dem Tisch hervor und drückte Anochin die Hand. Er tat es nicht hochnäsiger und gönnerhafter wie die amerikanischen Offiziere, als sie ihn hierherschickten, zu morden und zu schädigen – nein, er drückte

sie ihm ganz einfach und freundschaftlich wie ein ehrlicher Mensch dem anderen.

„Ich heiße Dmitri Jewdokimow“, sagte der Leutnant. „Vergessen Sie das bitte nicht. Für den Fall, daß sich irgend etwas ereignet, stehen wir gern zu Ihrer Verfügung. Es könnte ja Schwierigkeiten geben oder Mißverständnisse.“

Es verlief wirklich alles so, wie Jewdokimow es vorausgesagt hatte. Im zuständigen Revier bekam Anochin seinen Paß, und er brauchte dafür weder jemand umzubringen noch zu betrgen. In Werk erhielt er Arbeit und Unterkunft. Bald fand er Gefallen an Schura Lushnikowa, die in derselben Abteilung arbeitete wie er. Obwohl er ihr nichts von seiner Vergangenheit verschwieg, scheute sie sich nicht, ihn zu heiraten. Im vorigen Jahr hatte er das Fernstudium am Institut aufgenommen.

Jetzt kam die Abrechnung, der Weg in ein anständiges Leben war ihm versagt. Er wollte kein Verräter und Mörder werden, dafür würden sie ihn jetzt ins Jenseits befördern. Im Geiste sah er Schura schon als Witwe, Mascha als Waise. Denen entging keiner: Das hatten sie ihm heute gezeigt. Umsonst hatte er gehofft, alles Schlechte abgeschüttelt zu haben. Er bereute nicht, daß er zu Leutnant Jewdokimow gegangen war – er hatte nicht anders gekannt. Aber er hätte nicht heiraten sollen: Und wozu war er ins Institut eingetreten? Es hatte ja doch alles keinen Sinn. Klappte es mit dem berfahren und dem Erschießen nicht, würden sie ihn auf andere Art aus dem Wege räumen. Die haben ihre Leute überall. Wo er sich auch aufhielt, immer würden sie ihn erreichen ...

Wieder war er allein, allein mit seinem Leid, wie damals in der Wüste. Was konnte er Schura sagen? Es war ein Verbrechen gewesen, sie zu heiraten. Und noch dazu das Kind! Heute oder morgen werden sie ihn umbringen, Schura hat dann keinen Mann mehr, Mascha keinen Vater.

Zimmer 427

„Bist du krank?“ fragte Schura am Morgen ihren Mann. „Du siehst ganz elend aus.“

„Nein“, erwiderte er, doch die Unruhe peinigte ihn, es gelang ihm schlecht, sich zu verstellen.

„Geh doch mal in die Poliklinik“, schlug Schura vor. „Was soll ich denn anfangen, wenn du auch noch gepflegt werden mußt?“

Die Kinderkrippe stand schon einige Wochen unter Quarantäne, weil dort die Masern ausgebrochen waren. Mascha mußte deshalb zu Hause bleiben. Sie war zwar gesund, aber Schura fürchtete, daß sie sich anstecken könnte.

„Du solltest Natascha mal ein paar Süßigkeiten kaufen“, sagte Schura. „Wir müssen sie wieder bitten, sich um Maschenka zu kümmern.“

„Na gut“, sagte Anochin, „ich gehe zum Arzt.“

Die Kleine wurde Natascha anvertraut, und die Anochins traten gemeinsam aus dem Haus. Sie lief zum Werk, er – zur Poliklinik.

„Sag bitte in der Abteilung Bescheid, daß ich krank bin“, bat Anochin seine Frau.

In Wirklichkeit lenkte er seine Schritte zu einer ganz anderen Klinik, wo man nicht kranke Körper, sondern so manche Menschenseele behandelt, die den Glauben an sich selbst verloren hat.

Er betrat das wohlbekannte Gebäude und fragte nach Leutnant Jewdokimow.

„Sind Sie Anochin?“ fragte der Feldwebel hinter dem Schalterfenster.

„Ja“, antwortete Anochin.

„Vor- und Vatersnamen?“

„Pawel Tichonowitsch.“

„Stimmt.“

Der Feldwebel wühlte in einem Stoß bereits ausgeschriebener Passierscheine und reichte dann einen durchs Fenster. Anochin war verblüfft.

„Ist für Sie bestellt“, sagte der Feldwebel. „Nehmen Sie. Man wartet bereits auf Sie.“

Wie vor zwei Jahren betrat er das Zimmer 427. Derselbe helle Schreibtisch, dieselben mit braunem Kunstleder bezogenen Stühle, der Schrank mit den vielen Büchern. Auch Jewdokimow hat sich nicht verändert: Jung, schlicht, sympathisch, die hellen Haare glatt nach hinten gekämmt. Die blauen Augen schauten den Ankömmling prüfend an. Nur auf den Achselstücken war ein Sternchen hinzugekommen: Jewdokimow war jetzt Oberleutnant.

„Guten Tag, Pawel Tichonowitsch!“ begrüßte er Anochin. „Ich freue mich, Sie zu sehen. Wir wußten, daß Sie kommen würden.“

„Wieso?“ fragte Anochin.

Jewdokimow lächelte verlegen, wie es Anochin schien.

„Das hat keine besondere Bedeutung. Schwerwiegender ist, daß der Mensch, der Sie auf den Fahrdamm gestoßen hat, das Weite suchen konnte. Wir fahnden nach ihm und werden ihn auch stellen. Davon dürfen Sie überzeugt sein.“

„Ich zweifle nicht daran“, sagte Anochin. „Aber ich bin erstaunt oder, besser gesagt, erschüttert, daß...“ Er hielt inne, nicht imstande, seiner Verwunderung Ausdruck zu geben. Zugleich verdrängte ein anderes Gefühl alles übrige: Hat die sowjetische Spionageabwehr mir mißtraut und mich die zwei Jahre hindurch beobachten lassen?

„Da Sie sich entschlossen hatten, ein ehrlicher Mensch zu werden, war es unsere Pflicht, Ihre Ruhe und Ihr Leben zu schützen, so, wie wir die Ruhe und das Leben aller sowjetischen Menschen schützen“, sagte Jewdokimow. Er hatte wohl die Gedanken Anochins erraten.

„Haben Sie mich wirklich die ganze Zeit beobachtet?“ rief Anochin mit einem Anflug von Bitterkeit in der Stimme.

„Nicht beobachtet, sondern behütet“, berichtigte Jewdokimow. „Vor ungefähr fünf Tagen hat nämlich jemand in einem Moskauer Auskunftsbüro nach Ihrer Adresse gefragt. Also wurden Sie gesucht. Das erfuhren wir, und darum verstärkten wir die Bewachung.“

„Schöne Bewachung! Gestern, nach dem Vorfall auf der Straße, hätte man mich zu Hause beinah erschossen!“

Jewdokimow erleichte.

„Das kann nicht sein! Ihr Haus steht unter ständiger Kontrolle. Sicher haben Sie sich das nur eingebildet. Sie müssen sich irren!“

„Daß mich jemand absichtlich auf die Fahrbahn gestoßen hat, konnte ich mir vielleicht einbilden. Aber das Fenster... Mit einem Stein kann man Glas nicht so durchschlagen. Davon verstehe ich schon einiges.“

Jewdokimow sagte nachdenklich:

„Ja, auf die Fahrbahn hat sie jemand gestoßen, und Ihr Retter war einer unserer Leute, aber der Schuß... Na, dann fahren wir mal los!“

Ein alter Freund kommt zu Besuch

„Onkel Witja ist krank“ – die Parole. „Man muß einen Arzt zu Rate ziehen“ – die Antwort. Das ist verständlich. Aber handelt es sich um eine ständige Parole und um die ständige Antwort? Mit wem hat Edgwood in der Toilette gesprochen, und für wen waren die Rosen auf dem Fenster bestimmt? Was hat es mit diesem Onkel Witja auf sich, und warum hat Anochin das Café fluchtartig verlassen?

Jewdokimow grübelte die ganze Nacht. Morgens ließ er sofort einen Passierschein auf Anochins Namen ausstellen und wartete ungeduldig auf dessen Erscheinen.

Anochin blieb lange aus. Es wurde zehn Uhr, elf . . . , in der zwölften Stunde kam er. Er trat ein, ohne anzuklopfen, grüßte nicht und ließ sich auf einen Stuhl in Nähe der Tür nieder.

„Was ist denn mit Ihnen?“ fragte Jewdokimow. „Sie sehen ja aus wie eine Leiche.“

Anochin sah wirklich schlecht aus: Blaß, die Wangen eingefallen, die Augen glänzten fieberhaft.

„Was ist mit Ihnen?“ fragte Jewdokimow noch einmal. „Sind Sie krank? Ich will nicht hoffen, daß schon wieder jemand auf Sie geschossen hat?“

„Nein“, antwortete Anochin.

„Haben Sie den Herrn erkannt, mit dem ich gestern am Tisch saß?“ fragte Jewdokimow. „Es ist doch nicht etwa einer Ihrer früheren Lehrer aus der Spionageschule?“

Anochin verneinte.

„Sie sind sich ganz sicher?“

„Ja“, antwortete Anochin. „Diesen Menschen habe ich zum erstenmal in meinem Leben gesehen.“

„Und warum sind Sie dann aus dem Café gelaufen?“ tadelte Jewdokimow. „Ich hatte Sie doch gebeten, nichts zu überstürzen.“

Anochin schüttelte nur den Kopf.

„Ich verstehe Sie nicht“, sagte Jewdokimow. „Hatten Sie etwas getrunken, und ist Ihnen schlecht geworden?“

„Nein“, antwortete Anochin, „ich hatte nichts getrunken, aber wohl ist mir wirklich nicht.“

Er griff in die Tasche und zog einen Briefumschlag hervor.

„Lange werde ich nicht mehr leben. Denen kann ich nicht entgehen, nirgends, niemals.“

„Woher denn diese Melancholie?“ fragte Jewdokimow und versuchte Anochin durch seinen forschenden Ton aufzumuntern. „Ich habe Ihnen doch versichert, daß alles gut geht.“

Anochin schüttelte wiederum den Kopf.

„Nein, Sie kennen sie nicht.“ Er erhob sich und legte einen Briefumschlag vor Jewdokimow auf den Tisch.

„Was ist das?“

„Lesen Sie“, sagte Anochin. „Ich habe ihn heute morgen bekommen.“

Jewdokimow holte ein Stück Papier aus dem Umschlag. Nur ein paar Zeilen standen darauf, mit Bleistift geschrieben und in offensichtlich verstellter Handschrift:

„Unternimm, was Du willst, es ist alles umsonst. Uns wirst Du nicht entgehen. Dein alter Freund.“

„Sehen Sie es nun ein?“ fragte Anochin.

„Was soll ich denn einsehen?“

„Daß ich verloren bin“, sagte Anochin.

„Seien Sie kein Kind“, erwiderte Jewdokimow. „Wie kann man sich nur so gehenlassen!“

„Sie kennen sie nicht“ wiederholte Anochin starrköpfig.

„Wann haben Sie das erhalten?“ fragte Jewdokimow.

„Heute morgen.“

„Und warum sind Sie eigentlich aus dem Café davongelaufen?“

„Weil ich dort...“ Anochin rang vor Aufregung nach Luft, „...weil ich dort Shadow gesehen habe!“ würgte er hervor und starrte Jewdokimow mit glasigen Augen an.

„Welchen Shadow?“ fragte Jewdokimow. „Den Instrukteur aus Bad Wiessee?“

„Ja“, bestätigte Anochin. „Er hat bei uns alle diejenigen um die Ecke gebracht, die im Verdacht standen, mit der Sowjetunion zu sympathisieren.“

„Und diesen Shadow haben Sie gestern im Café in der Gorkistraße gesehen?“ fragte Jewdokimow.

„Ja.“

„Täuschen Sie sich auch nicht?“

„Nein“, sagte Anochin. „Das ist unmöglich.“

„Wie sieht er aus?“ fragte Jewdokimow. „Beschreiben Sie ihn mir.“

„Er ist groß, brünett, dunkelhäutig, das Haar ist grau

meliiert. Er trifft auf dreißig Schritt eine in die Luft geworfene Karte.“

Jewdokimow dachte an die Unterhaltung mit dem General und fragte: „Nennt man ihn nicht Viktor?“

„Ja, in der Schule war er unter diesem Namen bekannt.“

„Jetzt ist er also in Moskau“, stellte Jewdokimow nachdenklich fest.

„Ja, nur meinerwegen“, sagte Anochin. „Ich kann ihm nicht entgegen.“

„Unsinn“, unterbrach ihn Jewdokimow schroff. „Nehmen Sie sich zusammen. Schließlich sind Sie hier nicht allein, um Sie sind Tausende von Freunden!“

Der General hatte Jewdokimow also auf die richtige Spur gesetzt, er hatte ihm das Ziel gewiesen.

„Sie haben keine Ahnung, wo er sich aufhalten könnte?“ fragte Jewdokimow.

„Woher sollte ich das wissen?“ fragte Anochin. „Shadow ist schlau und geschickt. Es wird schwer sein, ihn aufzuspüren.“

„Und der Mann, mit dem ich gestern am Tisch saß, ist Ihnen wirklich nirgends begegnet?“ erkundigte sich Jewdokimow auf alle Fälle noch einmal.

„Nein, bestimmt nicht!“ Anochin schüttelte entschieden den Kopf. „Wen ich nicht kenne, den kenne ich nicht.“

In diesem Augenblick läutete das Telefon. Jewdokimow nahm den Hörer ab.

„Ist dort das Zimmer vom Genossen Jewdokimow?“ fragte hastig eine Frauenstimme.

„Ja“, antwortete Jewdokimow.

„Na endlich! Ich bin schon ganz verzweifelt“, rief die Frau aus.

„Genosse Jewdokimow?“

„Ja“, sagte Jewdokimow. „Wer ist denn am Apparat?“

„Ist mein Mann zufällig bei Ihnen?“ fragte die Frau zurück.

„Hier ist Anochina, Alexandra Iwanowna...“

„Ja, er ist bei mir“, beruhigte Jewdokimow die Frau. „Ist etwas passiert?“

„Er soll sofort nach Hause kommen“, sagte Frau Anochina. „So schnell wie möglich. Ja?“

„Geht in Ordnung, ich werde ihn gleich losschicken.“ Jewdokimow wollte noch etwas hinzufügen, aber Schura hatte schon aufgelegt.

„Haben Sie Telefon in der Wohnung?“ fragte Jewdokimow Anochin.

„Nein“, antwortete Anochin. „Warum?“

„Ihre Frau hat angerufen“, sagte Jewdokimow. „Sie möchten sofort nach Hause kommen.“

„Sie war aber doch gar nicht in der Wohnung!“ rief Anochin verwundert aus. „Wie kann sie denn von da aus anrufen?“

„Von wo aus kann sie denn angerufen haben?“ fragte Jewdokimow.

„Im Nachbarhaus ist eine Telefonzelle. Aber warum ist sie denn nicht zur Arbeit?“

„Und woher weiß sie, daß Sie bei mir sind?“ fragte Jewdokimow.

„Ich habe ihr heute morgen gesagt, daß ich zu Ihnen gehen wollte“, erklärte Anochin.

„Bei wem hatten Sie Ihre Tochter gelassen?“

„Bei unserer Nachbarin. Das heißt, bei ihrer Tochter Natascha. Wir lassen Maschenka manchmal bei ihr. Sie geht erst nachmittags zur Schule, sie ist in der zehnten Klasse.“

Er erhob sich. „Ich fahre also.“

Jewdokimow berichtigte ihn: „Wir fahren also.“

„Danke“, sagte Anochin.

Man kann nie wissen! dachte Jewdokimow. Vielleicht hat die Frau gar nicht angerufen, vielleicht wollen sie ihn in eine Falle locken. Alles schon dagewesen... Er rief telefonisch seinen Dienstwagen.

Als sie ankamen, stand in Anochins Wohnung alles kopf, Folgendes war geschehen.

Natascha Somowa hatte Maschenka trockengelegt und ins Bettchen gesetzt. Die Kleine spielte friedlich. Da wurde unerwartet geläutet... Viermal! Natascha ging und öffnete. Draußen stand ein Unbekannter in einem eleganten Mantel, mit einer Aktenmappe unter dem Arm.

„Wohnen hier Anochins?“

„Ja, da sind Sie richtig“, bestätigte Natascha.

„Ich bin der Arzt. Führen Sie mich zu ihnen.“

„Sie sind aber gar nicht zu Hause“, sagte Natascha. „Nur ihr kleines Mädchen haben sie bei mir gelassen.“

„Zu ihr will ich ja auch“, sagte der Unbekannte. „Die Mutter hat in der Poliklinik angerufen und gebeten, einmal nach dem Kind zu sehen.“

Natascha hatte zwar nichts davon gehört, aber sie nahm an, Schura habe vergessen, es ihr zu sagen. Wie dem auch sei, ärztlicher Besuch war nichts Ungewöhnliches, um so mehr, da die Quarantäne in der Kinderkrippe noch nicht aufgehoben war.

„Kommen Sie“, sagte Natascha und führte den Unbekannten in das Zimmer der Anochins.

Maschenka saß in ihrem Bettchen.

„Ist sie das? Der Unbekannte zeigte auf das Mädchen.

„Ja“, sagte Natascha. „Das ist sie, unsere Maschenka.“

„Es ist gut, Sie können gehen“, sagte der Unbekannte. „Ich werde das Kind untersuchen.“

Er hatte das in so bestimmtem Ton gesagt, daß Natascha nicht zu widersprechen wagte. Unwillkürlich gehorchte sie, obwohl ihr unklar war, wieso sie bei der Untersuchung des Kindes stören könne. Sie ging hinaus auf den Korridor. Plötzlich fiel ihr ein, daß der Mann sich gar nicht wie ein Arzt benommen hatte: Er legte nicht ab, sondern ging einfach im Mantel ins Zimmer und wusch sich vor der Untersuchung nicht einmal die Hände.

Ihr wurde unheimlich zumute. Leise ging sie zur Tür und öffnete sie . . .

Einen Augenblick stand sie wie versteinert vor Grauen: Der Unbekannte ging mit einem Finnmesser in der Hand auf das Bettchen zu, den Blick starr auf Maschenka gerichtet. Mit einem gellenden Aufschrei stürzte Natascha ins Zimmer. Sie dachte nichts, sie handelte instinktiv, doch sehr schnell und entschlossen. Der Unbekannte hob den Arm und stürzte sich auf das Kind, doch im selben Augenblick sprang Natascha vor und deckte die Kleine mit ihrem Körper. Das Messer glitt an Nataschas Arm ab und riß ihn von der Schulter bis zum Handgelenk auf.

Natascha begann noch lauter zu schreien. Sofort kamen Frau Derkatsch und Frau Somowa aus ihren Zimmern gelaufen. Ein Mann stürzte ihnen entgegen, er stieß Frau Derkatsch zur Seite, daß sie gegen die Wand prallte, öffnete die Wohnungstür und verschwand.

Natascha wimmerte. Die Frauen kümmerten sich nicht um den Unbekannten, sondern um die Verletzte. Beide Mädchen, das große wie das kleine, waren blutüberströmt, beide schrien, es war absolut unmöglich, die Lage zu übersehen.



Nina Iwanowna, Nataschas Mutter, faßte sich schnell. Sie untersuchte beide Mädels: Maschenka war unversehrt, Natascha am Arm verletzt. Nina Iwanowna legte ihrer Tochter einen Notverband aus einem Bettlaken an und lief zum Telefon, den Rettungswagen zu alarmieren. Dann benachrichtigte sie Frau Anochina und die Miliz.

Schura erhielt einen Dienstwagen und war eine halbe Stunde später zur Stelle. Inzwischen hatten sich Ärzte Nataschas angenommen, und ein Milizmann war dabei, das Protokoll aufzusetzen. Schura rief sofort bei Jewdokimow an, Pawel hatte ihr am Morgen gesagt, daß er zu ihm gehen werde.

Als Anochin und Jewdokimow ankamen, war Natascha schon unterwegs zum Krankenhaus.

Anochin hatte nur Augen für Maschenka. Er nahm sie auf den Arm und begann zu schluchzen. Die Frauen behielten die Fassung, nur Anochin gingen die Nerven durch.

„Glauben Sie es nun? Die machen vor nichts halt“, murmelte er unter Tränen.

Das Ehepaar Anochin

Ja, die machten vor nichts halt – jetzt zweifelte auch Jewdokimow nicht mehr daran. Sie hatten einen ihrer schärfsten, gefährlichsten Bluthunde hergeschickt, um Anochin zu beseitigen. Der Mord an dem unschuldigen Kind sollte zeigen, daß Anochin von seinen ehemaligen Herren keinen Pardon zu erhoffen hatte. Einmal mehr zeigte sich auch, daß in Shadow nicht der kleinste Funke Menschlichkeit glühte. Er mußte gefunden und unschädlich gemacht werden, koste es, was es wolle.

„Nun ist es aber genug!“ herrschte Jewdokimow Anochin an. „Beherrschen Sie sich doch!“

Jewdokimow blickte auf Schura. Sie stand am Tisch und schrien nur darauf zu warten, daß die fremden Menschen endlich ihr Zimmer verließen. Es dünkte ihm, als sei sie mehr gereizt denn erschreckt.

„Es ist sehr gut, daß Sie da sind, Genosse Jewdokimow“, sagte sie, „jetzt wird endlich alles in Ordnung kommen.“

Diese Worte hatte Jewdokimow schon viele Male gehört, sie wurden unter den verschiedensten Umständen an ihn gerichtet und bürdeten ihm stets eine ungeheure Verantwortung auf.

Schura kannte Jewdokimow ebensowenig wie er sie, aber sie sah in seiner Person das verkörpert, was über ihr Leben, über ihren Frieden wachte. Sie zweifelte nicht daran, daß Jewdokimow berufen war, über ihr Wohlergehen zu wachen, und folglich mußte sich alles zum besten wenden, wenn er in der Nähe war.

Jewdokimow antwortete ihr nichts. Er ging auf den Leutnant der Miliz zu und flüsterte mit ihm. Der Milizmann ließ das Schreiben für eine Weile sein und bat alle Unbeteiligten, sich aus dem Zimmer zu entfernen. Dann schrieb er das Protokoll schnell zu Ende, flüsterte noch einmal mit Jewdokimow und verließ das Zimmer.

Jewdokimow blieb mit den Anochins allein.

„So, jetzt werden wir uns ein wenig zusammensetzen und unterhalten.“

„Nein, so geht das nicht!“ schrie Schura plötzlich ihren Mann an. „Halte sie doch ordentlich fest! Dir zittern ja die Hände, als hättest du Hühner gestohlen!“

In der Tat, Anochin drückte seine Tochter ziemlich ungeschickt an sich.

„Setz dich hin!“ befahl Schura. Er gehorchte und nahm mit seiner Tochter auf der Couch Platz.

„Entschuldigen Sie mich einen Augenblick“, sagte Schura zu Jewdokimow und lief aus dem Zimmer. Nach kurzer Zeit kehrte sie mit Schrubber und Eimer zurück.

„Entschuldigen Sie“, sagte sie nochmals, „aber in solcher Umgebung macht doch die Unterhaltung keinen Spaß.“ Sie zeigte auf den verschmutzten Fußboden. „Sehen Sie nur, was sie uns da alles hereingetragen haben! Ich wische schnell auf, dann können wir anfangen.“

Schura ging die Arbeit wirklich schnell von der Hand: Geschickt fuhr sie mit einem feuchten Lappen über die gestrichenen Dielenbretter und trug Eimer und Schrubber wieder hinaus. Dann kam sie zurück, stellte die Stühle zurecht, nahm ihrem Mann die Tochter ab und setzte sich neben ihn auf die Couch. Sogleich sah es in dem Zimmer wieder gemütlich aus, als sei überhaupt nichts Besonderes vorgefallen.

Eigentlich war nichts Auffälliges an Schura, sie war eine Frau, wie es viele gibt. Aber die sachliche Ruhe, das Streben nach Sauberkeit und Ordnung wirkten anziehend.

Anochin machte einen völlig gebrochenen Eindruck. Jewdo-

kimow sah zu ihm hinüber, und mit einemmal wurde ihm klar, was diesen Mann zu Schura gezogen haben mußte: Sie war für ihn der Kraftquell. Unausgeglichen, nicht sehr beständig, sogar in gewissem Maße verkommen in den Jahren seiner Heimatlosigkeit, schöpfte er aus dieser einfachen, vom Leben noch wenig enttäuschten Frau das Vertrauen in sein Morgen. Er brauchte sie, um wieder Wurzeln in den Boden schlagen zu können, aus dem man ihn einst gerissen hatte.

Frauen von Schuras Art waren es, die im Kriege die ungeheure Kraft aufbrachten, aller Unbill zum Trotz zu arbeiten, die Kinder großzuziehen und mit unerschöpflicher Geduld auf die Rückkehr ihrer Männer zu warten.

Der Wille zum Leben, den Anochin trotz allem bewiesen hatte und auch noch jetzt bewies, kam nicht so sehr von ihm selbst als von dieser Schura, die, kaum heimgekehrt, nach solchem Schrecken schon Zeit gefunden hatte, ihre Tochter zu waschen und im Zimmer Ordnung zu machen. Jetzt saß sie auf der Couch und blickte ihren Mann böse an. Zu allem hatte sie Zeit gefunden, nur nicht zum Weinen. Den Tränen würde sie erst in der Nacht ihren Lauf lassen, wenn Mann und Tochter schliefen und keiner sie sah.

„So, nun können wir alles in Ruhe besprechen“, sagte Schura. „Ich bin selbst noch nicht richtig klug aus allem geworden.“

Jewdokimow nahm einen Stuhl und setzte sich dem Ehepaar gegenüber.

„Ihnen ist doch wohl klar, was geschehen ist?“ wandte er sich an Anochin.

„Was kann hier schon unklar sein?“ erwiderte Anochin. „Meine Rolle ist ausgespielt... Jetzt wird Schura den Tag verwünschen, an dem sie mich geheiratet hat“, fügte er traurig hinzu. „Nichts als Sorgen hat sie mit mir!“

„Das war aber klug gesprochen!“ spottete Schura. „Was glaubst du eigentlich, warum ich dich geheiratet habe? Leid hast du mir getan. Ganz allein warst du. Niemand kümmerte sich um dich...“

„Hören Sie das?“ fragte Jewdokimow. „Oder haben Sie sich ingebildet, Schura hat Sie der Romantik wegen genommen?“

„So ein Dummer!“ sagte Schura.

„Sind Sie sich also im klaren, was geschehen ist?“ Diesmal wandte sich Jewdokimow mit seiner Frage an Schura.

„Es geschah doch deshalb, weil er mit denen nichts mehr zu tun haben wollte?“ erkundigte sich Schura.

„Ja“, bestätigte Jewdokimow. „Deswegen, weil in Ihrem Anochin noch eine Spur Gewissen übriggeblieben war und er nicht zum Judas werden konnte.“

„Genosse Jewdokimow!“ rief Anochin aus. „Das wollte ich doch auch nie!“

„Sie wollten!“ Jewdokimow war unerbittlich. „Sie wollten, haben es aber nicht fertiggebracht.“

„Jetzt hat er sich aber schon ganz umgestellt“, sagte Schura weich, „er fürchtet sie zwar noch, gehört aber zu uns.“

„Sie müssen ihn nach der guten Seite hin beeinflussen“, sagte Jewdokimow. „Ihnen ist er in erster Linie zu Dank verpflichtet.“

„Was sollen wir nur anfangen?“ fragte Anochin ratlos. „Sie kennen Shadow nicht!“

„Doch, ich kenne ihn“, widersprach Jewdokimow. „Was Ihr Shadow heute getan hat, ist mehr als genug, um ihn kennenzulernen!“

„Er wird Moskau nicht verlassen, bevor er seinen Auftrag ausgeführt hat“, meinte Anochin.

„Das werden wir nicht zulassen“, entgegnete Jewdokimow. „Denken Sie ja nicht, es sei so einfach, hier einen Mord zu verüben!“

„Wenn er den Befehl nicht ausführt, muß er selbst dran glauben!“ beharrte Anochin.

„Du hast aber doch gehört, was Genosse Jewdokimow sagt!“ mischte sich Schura in das Gespräch.

„Wir werden ihn daran hindern.“

„Ja, aber was sollen wir beide dabei tun? Was können wir tun?“ fragte Anochin unsicher.

„Na, das hört sich schon anders an!“ Jewdokimow lächelte zustimmend. Er schwieg eine Weile und fuhr dann fort: „Im großen und ganzen ist nicht viel nötig, unsere Leute werden schon aufpassen. Solche Fälle aber, wie der heutige, dürfen sich unter keinen Umständen wiederholen. Sie müssen so vorsichtig wie möglich sein. Gehen Sie mehr unter Menschen, vermeiden Sie einsame Stellen, dunkle Nebenstraßen. Verhängen Sie abends Ihr Fenster.“

„Er wird uns aber überall auflauern!“ sagte Anochin. Die Verzweiflung war ihm deutlich anzuhören.

„Wir ihm auch“, antwortete Jewdokimow prompt.
„Wenn er Ihnen aber zuvorkommt?“ fragte Anochin.
„Das halte ich für ausgeschlossen“, erwiderte Jewdokimow,
„Vielleicht ist es besser, wir verreisen?“ fragte Anochin.
„Wohin?“
„Ich weiß nicht, irgendwohin...“
„Sie sagten aber doch selbst, daß Ihre Feinde Sie überall
finden!“
„Also nicht fahren?“ fragte Anochin.
„Ich würde nicht dazu raten“, sagte Jewdokimow.
„Laß doch dein ewiges Zweifeln“, warf Schura ein. „Man
wird bestimmt nicht zulassen, daß uns etwas geschieht.“
„Hören Sie auf Ihre Frau“, sagte Jewdokimow und nickte
Schura freundlich zu. „Rufen Sie mich an, wenn irgend etwas
vorfallen sollte. Ab und zu werde ich mich auch selbst sehen
lassen.“

Natascha

Die Nachricht von Nataschas Tat hatte noch am selben Tag die Schule erreicht, und die Klassenkameraden machten sich sofort auf den Weg, um dem Mädchen geschlossen einen Besuch abzustatten. In der Rettungsstation erfuhren sie, Natascha sei im Krankenhaus. Natascha war aber bereits wieder zu Hause.

Als ihre Wunde behandelt und genäht war, hatte Natascha fest und bestimmt erklärt, sie werde nicht dableiben. Der Arzt riet ihr, sich wenigstens für zwei bis drei Tage in stationäre Behandlung zu begeben. Sie aber blieb dabei, daß sie es daheim besser haben würde; die Wunde sei nicht ernst zu nehmen, und sie würde vorsichtig sein. Auf ihr inständiges Bitten ließ man sie schließlich gehen.

Natascha trat auf die Straße und ging vorsichtig, wie sie es dem Arzt versprochen hatte, bis zur Ecke. Sie hatte kein Geld für die U-Bahn bei sich und nahm sich eine Taxe.

Zu Hause angekommen, läutete sie mit der linken Hand. Als die Mutter öffnete, tat Natascha, als bemerke sie deren Erstaunen nicht.

„Du kommst wieder?“ fragte Nina Iwanowna verwundert.

„Es ist nichts von Bedeutung“, erwiderte Natascha gleichmütig. „Entschuldige, Mama, daß ich mit der Taxe gefahren

bin, aber laufen wollte ich nicht, und Fahrgeld hatte ich nicht. Bezahle doch bitte!"

„Lieber Gott, was für ein Dummchen du doch bist!“ sagte die Mutter zärtlich und ging, um den Fahrer zu entlohnen. Dann brachte sie die Tochter ins Bett.

Kaum hatte sich Natascha hingelegt, als schon ihre Klassenkameraden kamen. Sie überschütteten die Freundin mit Fragen und Ausrufen.

„Was ist denn eigentlich passiert?“

„Wollte dieser Unmensch wirklich das Kind erstechen?“

„Vielleicht war das ein Verrückter?“

„Und du hast das gesehen und bist gleich dazwischengegangen?“

Die Mitschüler waren begeistert von Natascha, riefen „Oh!“ und „Ach!“, fragten nach allen möglichen Einzelheiten und wollten sich gar nicht wieder beruhigen.

„Ich denke natürlich auch, daß dieser Mensch nicht ganz normal war“, nahm nun auch Nina Iwanowna Anteil am Gespräch. „Er soll, wie ich hörte, eine alte Rechnung mit Pawel Tichonowitsch haben und wollte aus Rache das Kind ermorden.“

Unter Nataschas Kameraden brach der Sturm aufs neue los.

„Wie kann man denn so etwas tun!“

„Ein Kind ermorden!“

„Natascha, du bist einfach ein Held!“

„Wir hätten nie gedacht, daß du so tapfer bist!“

Natascha setzte ihren Begeisterungsausbrüchen ziemlich kaltblütig einen Dämpfer auf.

„Ich verstehe nicht, worüber ihr euch wundert“, sagte sie in ihrer vernünftigen Art. „Wie hättet ihr denn an meiner Stelle gehandelt? Stellt euch einmal vor, vor euren Augen will jemand ein Kind umbringen! Würdet ihr vielleicht dastehen und ruhig zusehen? Das glaube ich nicht!“

Ihre Gäste wurden verlegen.

„Ja, aber du hast dich doch geradeswegs unter sein Messer gestürzt!“ versuchte jemand einzuwenden. „Nicht jeder hätte das gewagt!“

„Schön!“ ereiferte sich nun auch Natascha. „Und wer von euch hätte es fertiggebracht, sich nicht vor das Kind zu stellen? Nun sagt ihr wohl gar nichts mehr?“

Keiner antwortete ihr.

„Na also!“ sagte Natascha triumphierend. „Auch ihr seid keine Feiglinge!“

„Theoretisch stimmt das“, beschloß Petja, der Kleinste und Lauteste in der Klasse, den Streit. „Das praktische Beispiel jedoch hast du allein uns gegeben, und dafür werden wir dich in Zukunft noch mehr achten.“

Am nächsten Morgen, bevor jeder an seine Arbeit ging, versammelten sich die Mieter der Wohnung in der Diele und berieten die nötigen Schutzmaßnahmen. Es wurde beschlossen, daß auf alle Klingelzeichen nur Frau Derkatsch an die Tür gehen und nicht eher öffnen sollte, bis sie wußte, wer draußen stand und was für ein Anliegen er hatte. Unbekannte sollten überhaupt nicht eingelassen werden.

Aus diesem Grund wollte Frau Derkatsch nicht aufschließen, als es um die Mittagszeit läutete und eine ihr fremde Stimme zu Natascha verlangte.

Jewdokimow bat, forderte — sie war unerbittlich. Er mußte seine Arbeitsstelle nennen.

Die vorsichtige Frau öffnete aber die Tür nur einen Spalt, ohne die Kette abzunehmen, und verlangte, Jewdokimow möge seine Worte durch entsprechende Ausweise bekräftigen. Erst nachdem sie die Papiere eingehend geprüft hatte, ließ sie ihn in die Wohnung.

Natascha Somowa saß in ihrem Zimmer auf der Couch. Den Arm trug sie in der Binde.

„Wollen Sie zu mir?“ fragte sie nicht allzu freundlich.

„Wenn Sie Natascha sind, zu Ihnen“, sagte Jewdokimow lächelnd.

„Ja, ich bin Natascha“, bestätigte sie. „Ich habe aber nichts Besonderes getan und möchte auch nicht darüber sprechen.“

„Sie wissen doch noch gar nicht, was ich von Ihnen will.“ Jewdokimow konnte sich wiederum eines Lächelns nicht erwehren. „Aus diesem Grunde könnten Sie schon ein wenig neiter zu mir sein!“

Natascha sah ihn forschend an.

„Sie sind nicht von der Pionierzeitung?“ fragte sie mißtrauisch.

„Nein“, versicherte Jewdokimow.

„Und auch nicht von der ‚Komsomolskaja Prawda‘?“ fragte sie weiter.

• Komsomolzeitung.

„Nein.“

„Ich kann nämlich diese Artikel über alte Frauen und ertrinkende Kinder nicht leiden“, sagte sie barsch.

„Was meinen Sie denn für alte Frauen?“ Jewdokimow verstand nicht.

„Die von Pionieren über die Straße geführt werden“, sagte Natascha nicht ganz ohne Humor. Augenscheinlich öffnete sie jemand nach, als sie nun fortfuhr: „Der Pionier Kostja Iwanow hat eine hohe Auffassung von seinen Pionierpflichten und führte am vierten April um zwölf Uhr null die greise Rentnerin S. W. Chlestowa an der Ecke Sadowaja- und Samotetschnajastraße über die Fahrbahn...“

„Was ist denn dabei Schlechtes?“

„Schlechtes natürlich nicht, aber ebensowenig Besonderes. Meiner Meinung nach ist es einfach unnatürlich, wenn man sich darüber wundert, daß es mehr gute als schlechte Menschen gibt.“

Unvermittelt lachte Natascha auf.

„Aber nehmen Sie ruhig Platz, ich beiße doch nicht!“

Jewdokimow setzte sich.

„Ich habe ein Anliegen“, begann er. „Es hängt mit Ihrem tapferen Verhalten diesem Unhold gegenüber zusammen.“

„Also doch!“ Natascha war enttäuscht. „Jetzt werden Sie anfangen zu fragen, warum, wieso, weshalb...“

„Nein“, sagte Jewdokimow. „Ich bin Mitarbeiter einer Sonderabteilung im Ministerium, mich interessiert nicht Ihre Person, sondern der, der Ihnen die Wunde beigebracht hat. Klar?“

„Na, das ist etwas anderes“, sagte Natascha. „Aber – was kann ich Ihnen schon über ihn sagen? Ich habe ihn doch nur einige Minuten gesehen. In dem Augenblick, als er mich verletzte, konnte ich ihn überhaupt nicht sehen, weil ich die Augen zugemacht hatte und vor Angst schrie.“

„Wie sieht er denn aus?“ fragte Jewdokimow. „Versuchen Sie einmal, ihn zu beschreiben!“

„Er ist unsympathisch“, sagte Natascha. „Er hat mir von Anfang an nicht gefallen.“

„Das ist etwas wenig“, sagte Jewdokimow und lachte. „Ist er groß oder klein, dick oder dünn, trägt er einen Bart oder hat er keinen? Das alles ist sehr wichtig!“

„Er ist groß und hager, schon nicht mehr jung“, sagte Natascha.

„Geht es nicht genauer?“ fragte Jewdokimow.

„Weiter habe ich nichts im Gedächtnis behalten. Wenn Sie ihn mir zeigen könnten, würde ich ihn sofort erkennen.“

„So ist es immer!“ Jewdokimow war ein klein wenig verärgert. „Um ihn zu zeigen, muß ich ihn erst haben; wenn ich ihn haben will, muß ich erst wissen, wie er aussieht. Große und Hagere gibt es in Moskau eine Million!“

Natascha seufzte.

„Es tut mir leid, Ihnen nicht weiter helfen zu können, aber da ist nun einmal nichts zu machen...“

„O nein“, fiel ihr Jewdokimow ins Wort. „Sie können mir wohl behilflich sein, und deshalb bin ich auch zu Ihnen gekommen.“

„Ich? Behilflich?“ Natascha staunte. „Erzählen Sie!“

„Sehen Sie, Natascha“, begann Jewdokimow, „hätten Sie nicht...“ – er suchte nach einem geeigneten Wort – „...nennen wir es Verdacht geschöpft, wäre das Mädels nicht mehr am Leben...“

„Ach, Sie fangen ja schon wieder an!“ unterbrach ihn Natascha. „Lassen Sie das doch sein!“

„Hören Sie mich erst einmal an! Das Mädels wäre also nicht mehr am Leben. Ich möchte Sie jetzt bitten, mir zu helfen, weitere Opfer zu vermeiden.“ Er sah Natascha aufmerksam an. „Sie sind doch Komsomolzin. Was ich Ihnen jetzt anvertrauen werde, bitte ich als strengstes Geheimnis zu behandeln.“

Jewdokimow sagte Natascha manches, was er Anochin verschwiegen hatte.

„Wir interessieren uns für das Leben Anochins mehr, als er selbst annimmt“, schloß Jewdokimow. „Weil er wieder ein ehrlicher Mensch geworden ist, machen sie Jagd auf ihn. Sie wollen ihn töten, damit anderen nicht in den Sinn kommt, ein Gleiches zu tun.“

„Aber was kann ich Ihnen dabei helfen?“ fragte Natascha verständnislos.

„Viel!“ antwortete Jewdokimow. „Sie sind vorsichtig und aufmerksam, das hat ihr gestriges Verhalten bewiesen. Ich möchte Sie deshalb bitten, auf Anochin aufzupassen, ihn sozusagen unter Ihre Schutz zu nehmen. Wir verlangen von Ihnen nur, daß Sie scharf beobachten. Der Außenstehende erkennt manches eher als der unmittelbar Betroffene.“

Natascha dachte nach.

„Das ist schwer“, sagte sie zögernd. „Und wenn ich nun etwas übersehe?“

„Sie brauchen nicht zu denken, daß ich Ihnen die Verantwortung für Anochins Leben übertrage“, sagte Jewdokimow. „Wir selbst werden ihn schützen, Sie sollen uns dabei nur helfen. Halten Sie die Augen offen! Das ist das einzige, was von Ihnen verlangt wird. Beim geringsten Anlaß setzen Sie mich telefonisch in Kenntnis; sollte dazu keine Zeit mehr sein, so schreien Sie aus Leibeskräften.“

Natascha lächelte.

„Wie gestern?“

„Ja, wie gestern“, sagte Jewdokimow ernst.

„Ich werde aber doch bald wieder zur Schule gehen“, gab ihm Natascha zu bedenken.

„Das macht nichts. Gehen Sie ruhig in Ihre Schule, aber vergessen Sie Ihre Nachbarn nicht!“

Ein verfrühter Nachruf

Jewdokimow war kaum zur Dienststelle zurückgekehrt, als er schon zum General gerufen wurde.

„Er hat bereits zweimal nach dir gefragt“, sagte Leutnant Mussatow, der Abteilungssekretär. „Er ist heute mit den Hühnern aufgestanden. Ich war noch nicht einmal ganz zur Tür herein, da fragte er schon: ‚Wo ist Jewdokimow?‘“

„Was ist denn los?“ Jewdokimow wurde unruhig. „Hast du eine Ahnung?“

„Gesagt hat er nichts“, antwortete Mussatow. „Man merkt ihm aber auf zehn Meter Entfernung an, daß er nervös ist.“

Jewdokimow stieß einen Seufzer aus. „Melde mich an!“

Mussatow ging zum General und kam augenblicklich zurück.

„Hineinspaziert! Er meinte, du kämst ganz schön spät.“

Jewdokimow betrat das Zimmer.

Der General saß am Tisch und schrieb. Beim Eintreten Jewdokimows blickte er nicht einmal auf, obwohl er es unmöglich überhört haben konnte. Jewdokimow wartete, daß der General ihn ansprechen würde. Einige Minuten herrschte Schweigen.

Da endlich hob der General den Kopf.

„Ach, Sie sind es, Dmitri Stepanowitsch?“ fragte er mit einer giftig-ironischen Liebenswürdigkeit. „Ich freue mich außerordentlich, Sie zu sehen!“

Dieser Ton verhiess nichts Gutes. Übertriebene Höflichkeit war beim General immer ein Zeichen übler Laune.

Plötzlich blickte er Jewdokimow scharf in die Augen und fragte: „Wie steht die Sache?“

„Sie meinen den Fall Anochin?“

„Ich bewundere Ihren Scharfsinn!“ stichelte der General. „Sie haben ganz recht, mich interessiert Ihr Schützling.“

„Den Überfall auf das Kind habe ich Ihnen berichtet“, sagte Jewdokimow zögernd. „Sonst hat sich nichts von Bedeutung ereignet.“

„So. Dann wäre also eine Pause eingetreten?“ fragte der General. „Shadow hat sich zurückgezogen und läßt nichts mehr von sich hören?“

„Jawohl, zur Zeit ist alles ruhig.“

„Aha, und das glauben Sie?“ fragte der General mit unzweideutiger Anzüglichkeit.

„Jawohl“, antwortete Jewdokimow. Er konnte nicht begreifen, warum der General so erregt war.

„Nun, dann legen Sie mir einmal dar, was Sie unternommen haben.“

„Zwei unserer Mitarbeiter beobachten Anochin ständig“, erwiderte Jewdokimow. „Auch ich verliere ihn nicht aus den Augen“, fügte er hinzu.

„Und Shadow?“ unterbrach der General ungeduldig. „Sehen Sie, ich weiß zum Beispiel ganz sicher, daß auch Shadow ununterbrochen hinter Anochin her ist.“ Bei diesen Worten fuchtelte er mit einer Zeitung vor Jewdokimows Gesicht herum. „Kennen Sie dieses Blättchen?“

Er reichte die Zeitung Jewdokimow. Es war eine Nummer des „Possew“, der russischen Emigrantenzeitung, die in Westdeutschland herausgegeben wurde.

„Gesehen habe ich sie wohl schon, lese sie aber nicht.“

„Sie würden besser daran tun, sie zu lesen. Aus diesem schmierigen Blatt kann man auch Nützliches entnehmen.“

Jewdokimow wartete gespannt, was jetzt kommen würde.

„Setzen Sie sich, setzen Sie sich, Dmitri Stepanowitsch“, sagte der General. „Sehen Sie sich einmal die letzte Seite an. Da steht ein Nachruf.“

Jewdokimow überflog die Seite.

„Der Tod des Verräters?“ fragte er, nachdem er die Schlagzeilen gelesen hatte.

„Ja“, erwiderte der General. „Lesen Sie und sagen Sie mir dann Ihre Meinung.“

Jewdokimow las und stellte fest, daß der Artikel seinem Schützling gewidmet war: Pawel Tichonowitsch Anochin, ein ehemaliges Mitglied der russischen nationalen Befreiungsbewegung, habe sich als Tschekist und Provokateur entpuppt; durch Beschluß des Stabes der Aufständischen, der sich aktiv in der Umgebung Moskaus betätige, sei er zum Tode verurteilt und hingerichtet worden. „Das wird mit allen geschehen, die versuchen, Verrat zu üben an der edlen Sache der Befreiung Rußlands von der verhaßten Knute des Kommunismus“, schloß der Artikel.

„Na, was sagen Sie dazu?“ fragte der General.

„Alles Unsinn“, antwortete Jewdokimow. „Anochin ist am Leben, das übliche Geschwätz.“

„Nein, so dürfen wir das nicht abtun“, entgegnete der General. „Die wissen wohl, was sie schreiben. Wenn hier steht, daß er hingerichtet ist, dann sind sie ihrer Sache sicher. Klar? Ist er im Augenblick noch nicht ermordet, so sitzt ihm der Tod auf den Fersen. Soviel liegt ihnen schon an ihrem Prestige.“

„Dann ist es Sache unseres Prestiges, diesen Mord zu verhindern“, sagte Jewdokimow.

„Aha, das leuchtet Ihnen also ein?“ versetzte der General ironisch. „Wieso wollen Sie mich dann glauben machen, daß vorläufig von Shadow nichts zu befürchten sei?“

„Ich meinte, daß Shadow sich nur für gewisse Zeit zurückgezogen hat“, berichtete sich Jewdokimow.

„Aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Er setzt zum Sprung an, und wehe, wenn Sie den richtigen Augenblick versäumen! ... Tasten Sie doch noch einmal die Treffs ab, die Ihnen Anochin genannt hat“, riet der General. „Jetzt, da Shadow aufgetaucht ist, besteht die Möglichkeit, daß diese ‚Aufständischen‘ wieder aktiver werden...“ Der General schwieg eine Weile und sah dann Jewdokimow fragend an. „Was macht denn dieser Herr Edgwood? Ist er immer noch so auf das Fotografieren versessen?“

„Man hört nichts davon“, sagte Jewdokimow. „In der letzten Zeit ist er überhaupt sehr wenig zu sehen und zu hören.“

„Schämen Sie sich!“ tadelte der General Jewdokimow. „Shadow sieht man nicht, Edgwood hört man nicht, und Anochin kann von einer Minute zur anderen ermordet werden.“

„Ich wollte noch etwas sagen...“ Jewdokimow richtete sich in seinem Sessel auf. „Mir kam eben eine Idee. Ich denke auch, daß...“

„Ausgezeichnet!“ unterbrach ihn der General. „Man sagt, die Gedanken großer Menschen stimmen überein. Also: Dieser Herr Edgwood wird seinen Handlanger zur Eile antreiben. Sie brauchen unbedingt den toten Anochin, verstehen Sie, den toten... Deshalb ist Ihre Lage jetzt besonders schwierig. Sie müssen nach zwei Seiten hin wachsam sein. Gelingt es uns aber, diesem Mister etwas nachzuweisen, so werden wir ihn bitten, sich dahin zu scheren, woher er gekommen ist.“

Der General ging im Zimmer auf und ab. Jewdokimow erhob sich.

„Das war es, worauf ich Sie hinweisen wollte“, sagte der General. „Die anderen werden jetzt ihr Tempo beschleunigen, Sie müssen unbedingt die Augen offenhalten.“ Der General machte eine kurze Pause und setzte dann hinzu: „Allerdings gibt es noch ein Rätsel, das wir bis jetzt nicht lösen konnten...“

„Der Stab?“

„Ja, der Stab“, bestätigte der General. „Stab, Stab... was stellt er eigentlich dar? Vielleicht ist es nur eine Täuschung, aber es kann doch etwas dahinterstecken! Bekanntlich gibt es keinen Rauch ohne Feuer.“

Der General maß sein Zimmer mit langen Schritten. Dann blieb er am Fenster stehen und blickte auf die Straße hinaus.

„So liegen also die Dinge, Dmitri Stepanowitsch. Sie müssen wohl oder übel diesen Stab der Aufständischen noch einmal suchen. Vielleicht funken sie jetzt zu einer anderen Zeit, auf anderen Wellen“, sagte der General abschließend. „Und um nochmals auf diesen Nachruf zurückzukommen: Sie sind verpflichtet, Anochin vor dem Tode zu bewahren.“

Ein neues Attentat

Natascha nahm den Auftrag Jewdokimows sehr ernst. Trotzdem ging dem ein kleiner Teil Spielerei nicht ab.

Bisher hatte sie ganz für sich gelebt und mit anderen Menschen nur insoweit Umgang gehabt, wie diese irgend etwas mit ihrem eigenen Leben zu tun hatten. Jetzt mußte sie sich aber für ein Leben interessieren, das eigentlich in gar keiner Beziehung zu ihrem stand. Allmählich fand sie jedoch Gefallen daran.

Sie fing an, Gespräche zu belauschen und ihre Nase in die Angelegenheiten anderer zu stecken. Sie beschäftigte sich mit allem, was die Anochins umgab, und war bereit, jedem unerwarteten Gast, jedem Vorübergehenden, der zufällig seine Schritte vor dem Haus verhielt, Mißtrauen entgegenzubringen.

Es kamen aber weder ungebetene Gäste noch verdächtige Passanten.

Jeden Morgen vor dem Frühstück trat sie zusammen mit Anochin aus dem Hause und brachte ihn bis zum Werk. In den kleinen Straßen war es leer und morgenfrisch. Anochin und Natascha gingen nebeneinanderher und unterhielten sich. Er nahm des Mädchens Begleitung gern an, irgendwie beruhigte es ihn. Niemand würde wagen, bildete er sich ein, ihn zu überfallen, wenn jemand neben ihm ging. Anfangs dachte Natascha, sie wären beide allein auf der Straße, doch allmählich merkte sie, daß sie bewacht wurden: Sobald Anochin das Haus verließ, tauchte an beiden Enden der Straße ein Mann auf. Beide hielten sich den ganzen Weg über in der Nähe und konnten die gesamte Straße überblicken. Vielleicht blieb Anochin deswegen unangetastet? Wenn Natascha die beiden „Schatten“ entdeckt hatte, mußte der andere, der Mörder, sie doch ebenfalls sehen.

Die Tage flossen so ruhig dahin, daß Nataschas Aufmerksamkeit allmählich nachließ. Der Morgenspaziergang wurde ihr zur Gewohnheit. Ohne Eile ging sie mit Anochin zum Werk und kehrte dann schnell nach Hause zurück. Nina Iwanowna nörgelte sonst gern an ihrer Tochter herum, aber jetzt fand sie nichts zu tadeln.

Eines Morgens klopfte Anochin wie gewöhnlich an Somows Tür. „Bist du fertig, Natascha?“

„Ja!“

Sie schlüpfte im gleichen Augenblick auf die Diele.

Er half ihr vorsichtig in den Mantel, denn ihr Arm schmerzte immer noch: Obwohl die Fäden schon gezogen waren, trug sie ihn noch in der Binde.

„Sie sind jetzt mein ständiger Kavaller“, scherzte Natascha.

Gemeinsam traten sie auf die Straße. Der Morgen war trüb und feucht, es würde wohl den ganzen Tag so bleiben. Die Temperatur hielt sich in Gefrierpunktnähe. In den Straßen hing leichter Nebel.

Natascha sah sich gewohnheitsgemäß um. Am Ende der Straße zeigte sich ein Fußgänger, einer der „Schatten“. Alles war wie immer.

Natascha unterhielt sich mit Anochin, plapperte über dieses und jenes, bis sie in eine breite, neue Straße einbogen. Richtiger gesagt, war diese Straße erst im Entstehen: Auf der einen Seite standen zwar bereits schöne neue Häuser, auf der anderen aber waren sie noch im Bau. Die Menschen kamen aus den Häusern und eilten zu ihren Arbeitsstätten. Anochin und Natascha gingen auf der halbfertigen Straßenseite, vor ihnen ein „Schatten“, hinter ihnen ein „Schatten“.

Natascha sah sich um. Ein Stück weiter, etwa im siebenten oder achten Stockwerk, baumelte der leere Korb eines Lastenaufzugs. Solche Körbe waren nichts Auffälliges, man konnte sie hier und da über dem Bürgersteig hängen sehen, und Anochin und Natascha schritten immer ohne Eile unter ihnen hin.

Mit einemmal stutzte Natascha: Der Korb, dem sie sich gerade näherten, schaukelte leise... Jetzt hatten sie ihn gleich erreicht. Unwillkürlich blieb Natascha hinter Anochin zurück und legte den Kopf in den Nacken. Auch auf dem Bau hatte der Arbeitstag noch nicht begonnen. Was ging dort oben vor?

Da! Kaum hörbar schrie Natascha auf, tat blitzschnell einen Satz nach vorn, stieß Anochin mit der ganzen Kraft des gesunden Arms in den Rücken und prallte selbst mit einem Schwung auf ihn. Fast zur gleichen Zeit krachte hinter ihnen der Korb zu Boden. Ein großer Haufen Ziegelsteine stürzte auf den Fußweg...

Anochin fuhr herum. Er war kreidebleich.

„Nichts passiert.“ Natascha hob den Kopf und sah auf die Steine. „Glück gehabt!“

Schon standen die beiden „Schatten“ an ihrer Seite.

„Kommen Sie, kommen Sie“, rief der eine. „Hier ist doch nichts zu sehen!“ Er zog Anochin schnell mit sich fort. Der andere dagegen huschte in eine Tür des Zauns, der das entstehende Haus umgab, und verschwand im Innern des Baus.

Die beiden hatten kein einziges Wort miteinander gewechselt: Ihre Pflichten waren wohl von vornherein genau festgelegt.

Natascha beachtete keiner. Sie stand vor dem Ziegelhaufen und starrte auf die Steine. Jetzt begriff sie auch, daß der Korb nicht von allein auf die Straße gestürzt sein konnte... So also machten Anochins Feinde auf ihn Jagd!

Einer von Anochins „Schatten“ war gelaufen, den Täter zu suchen. Natascha dachte, sie könnte ihm vielleicht behilflich sein, aber ihr zitterten plötzlich die Knie. Brechreiz überkam sie. Hinter einem Zaunvorsprung, dicht neben der Tür, setzte sie sich auf einen Lehmhaufen und wartete. Vielleicht brauchte man sie noch? Der verletzte Arm begann wieder zu schmerzen.

Eine Minute verging, fünf Minuten. Oder waren es nur Sekunden? Auf einmal hört Natascha, wie jemand hinter dem Zaun angerannt kommt und durch die Tür auf die Straße läuft. Der „Schatten“ denkt sie und blickt um die Ecke... Nein, dieser hier ist größer! Sofort erkennt sie ihn: Es ist derselbe, der Maschenka erstechen wollte. Ja, jetzt könnte sie ihn beschreiben, ganz genau!

Plötzlich erfaßt Natascha ein grenzenloser Schrecken: Ich brauche mich nur durch einen Laut zu verraten, denkt sie, und er wird mich genauso skrupellos ermorden, wie er es mit Maschenka tun wollte. Ängstlich schmiegt sie sich an den Zaun.

Wo bleibt der andere, der diesen Menschen fangen soll? Während er das riesige Gebäude durchkämmt, wird sich der Verbrecher aus dem Staube machen! Natascha ist doch nicht imstande, ihn aufzuhalten... Jetzt kommt er näher, rennt aus Leibeskräften. Gleich wird er sie entdecken... Doch nein – der Mann rennt blindlings, er blickt nicht zur Seite. Er läuft.. Und niemand ist da... Er wird entkommen... Jetzt biegt er um die Ecke – und schon ist nichts mehr von ihm zu sehen.

Fortsetzung im nächsten Heft!

Lesen macht Spaß,

liebe junge Freunde! Das erfahrt ihr bei jedem neuen Heft der „Kleinen Jugendreihe“. Aber bringt Lesen nicht viel mehr, als nur Freude und Unterhaltung? Gewiß, wenn es sich um gute Bücher handelt. Gute Literatur macht den jungen Menschen mit dem Leben vertraut, das ja noch wie ein lockendes, unbekanntes Land vor ihm liegt. Sie hilft ihm, sich eine Vorstellung von der Welt, eine „Weltanschauung“ zu bilden, bereichert sein Allgemeinwissen und erweitert seinen Gesichtskreis. Menschen, die nicht lesen, kennen nur ihre tägliche Umgebung, und weiter können sie auch nicht denken. Ein kluger Mann sagte einmal: „Zeige mir deine Bücher, und ich sage dir, wer du bist!“ Wenn ihr ungefähr 18 Jahre alt seid oder gar älter, genügen euch diese kleinen Heftchen allein nicht mehr, und auch eure Jugendbücher werden mehr und mehr zu lieben Erinnerungen. In diesem Alter beneidet der eine oder andere unter euch vielleicht manchen Älteren um seine schöne Hausbibliothek, um den vollen Bücherschrank oder die wohlgefüllten Regale in der Lesecke. „So viel Bücher müßte man auch haben!“ Und dann kommt der Gedanke an das viele Geld, das darin steckt. Trotzdem könnt ihr euch das auch leisten, und je eher ihr mit der Anschaffung beginnt, um so leichter ist es. Laßt euch erklären, warum: Früher, vor dem Kriege, gab es viele Menschen, die oft weniger verdienten als ihr heute, und doch besaßen sie wahre Schätze von Büchern. Das waren Mitglieder von Buchgemeinschaften, die regelmäßig und dabei billig die schönsten Bücher erhielten. Fragt einmal ältere

Menschen nach den früheren Buchgemeinschaften. So etwas gibt es heute bei uns auch wieder. Die Lesergemeinschaft BUCH DES MONATS liefert ihren Abonnenten jeden Monat ein geschmackvoll ausgestattetes, literarisch wertvolles Buch, und noch dazu ist das oft eine Neuerscheinung. Diese Bücher sind viel billiger, als wenn man sie bei einem Buchhändler kaufen würde. Sie kosten, je nach Umfang, nur 5,50 DM oder 6,50 DM. Nach 12 Büchern erhält der Leser das 13. gratis. Wenn einem so ein Monatsbuch nicht gefällt, kann er sich aus einer sehr umfangreichen Liste sogar aussuchen, was er haben möchte. Außerdem bekommt jedes Mitglied vierteljährlich ein illustriertes Heft, in dem viel Interessantes über neue Bücher zu lesen ist. Wirbt jemand unter Freunden, Kollegen oder Bekannten für die Lesergemeinschaft, erhält er für jedes neu gewonnene Mitglied einen Prämiengutschein, den er beim nächsten Bücherkauf einlösen kann. Ihr seht also, es ist nicht so schwer, zu guten Büchern zu kommen, und je eher ihr damit beginnt, um so früher seid auch ihr stolze Besitzer eines Bücherschatzes, an dem ihr Freude und Gewinn habt. Fragt einmal unverbindlich bei einem Buchhändler nach Prospekten der Lesergemeinschaft BUCH DES MONATS und laßt euch alles näher erklären. Ihr könnt auch an den Verlag Kultur und Fortschritt schreiben und erhaltet dann Material, in dem alles Wichtige über die Lesergemeinschaft BUCH DES MONATS steht.

VERLAG KULTUR UND FORTSCHRITT
Berlin W 8, Taubenstraße 10

Ein Mann und ein Mädchen tauchen unter im verschneiten Wald. Zwei scharfe Augen sehen ihnen heimlich nach . . .
Dann tritt der Beobachter aus dem Busch. Er schleicht zu der fremden Limousine. Was hat er vor?

Das ist eine kleine Szene aus dem nächsten Heft,
der Fortsetzung unserer Kriminalerzählung

Rote Rosen

